

at.



+4048 897 01









Mären und Satiren
aus dem Lateinischen

In Auswahl von
Dr. M. Manitius

80/12, 171

Erstes bis
fünftes Tausend

(1905)

Scr. lat. 513
~ 4p

+ N. Lat.

LANDES-
UND STADT-
BIBLIOTHEK
DUSSELDORF



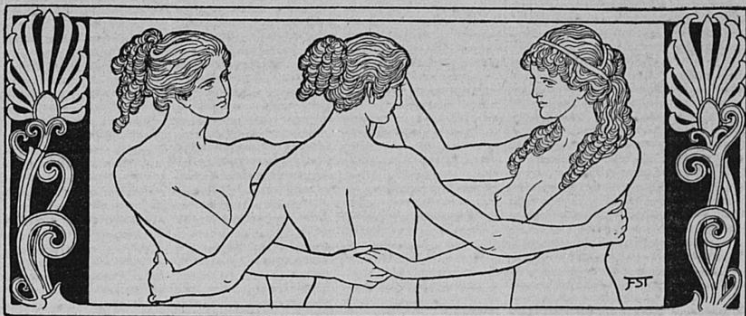
33.9.2132



Inhalt

	Seite
Einleitung	1
I. Apulejus	11
Das Märchen von Amor und Psyche	11
Die Novelle von der bösen Stiefmutter	38
II. Aus den Satiren des Petronius Arbiter	47
III. Das Gedicht des Prudentius gegen Symmachus	67
Buch I	67
Buch II	73
IV. Sagen über Karl den Großen nach Notker	89
1. Der Bischof und der Jude	89
2. Die Fastenmahlzeit Karls	90
3. Der Bischof und der Kaiser	91
4. Der Gesandte des Kaisers in Konstantinopel	93
5. Der Kaiser und der Kalif	95
6. Karl und der Langobardenkönig	99
7. Der Kaiser und das Wifingerschiff	100
V. Aus den Satiren des Amarcus	103
VI. Der Torenspiegel des Nigellus Wrecker	115
VII. Germanische und andere Sagen aus den Otia imperialia des Gervasius von Tilbury	131
VIII. Klagen eines Schulmeisters aus dem Labyrinth des Eber- hardus Teutonicus	151
IX. Aus den Legenden, Novellen und Erzählungen des Cäsarius von Heisterbach	157





Vorwort



Die verschiedenartigen Bestandteile, welche in diesem Bande vereinigt sind, verschmelzen dadurch zu einer gewissen Einheit, daß sie alle mehr oder weniger zur volkstümlichen Dichtung gehören. Das will nun freilich nicht sagen, daß etwa Apulejus oder Petronius volkstümliche Dichter wären, denn dem ersteren fehlt hierzu völlig die naive Schlichtheit des Ausdrucks, und der letztere ist sogar ein in sich vollendeter Kunstdichter. Und doch werden auch diese beiden durch ein keineswegs loses Band mit den an späteren Stellen hier vorggeführten Dichtern verknüpft. Fehlt es ihnen auch äußerlich an jener Schlichtheit, die überhaupt auf dem Boden der altrömischen Welt nahezu vermißt wird, so ist doch der Inhalt der aus ihnen wiedergegebenen Dichtungen ein volkstümlicher.

Das Märchen ist auf römischem Geistesboden eine ganz fremdartige Erscheinung, ebenso wie der Roman, in welchen Apulejus (I) sein reizvolles Märchen verwebt hat. Dieser geistreiche und phantasievolle Schriftsteller stammte aus Madaura in Numidien und war in Karthago und in Athen gebildet worden. Als Sachwalter in Rom und auf ausgedehnten Reisen hatte sich der philosophisch angelegte Manilius, Mären und Satiren aus dem Lateinischen

Kopf seine ausgebreiteten Kenntnisse im physischen und moralischen Leben von Welt und Menschen erworben, und bei seiner Bevorzugung der platonischen Philosophie und überhaupt der griechischen Geisteswerke fiel es ihm nicht schwer, einen äußerst bunt bewegten und belebten Sittenroman zu schreiben, wobei er sich eng an griechische Vorbilder, besonders an Lucian, hielt. Er nannte den Roman „Metamorphosen“, weil dessen Held in einen Esel verwandelt ist und als solcher seine merkwürdigen Abenteuer erzählt. In diesen Roman verflocht Apulejus eine ganze Menge von wunderbaren Erzählungen und Novellen, als deren beste und am meisten dramatisch vorgetragene die von uns wiedergegebene „Von der bösen Stiefmutter“ erscheint. Das bedeutendste Stück indessen, das der Roman überhaupt birgt, ist eine in mannigfachen Farben schillernde Wiedererzählung des indogermanischen Märchens „Amor und Psyche“. Dies Märchen, eine wahre Perle der Weltliteratur, hat sich unter der Hand des Apulejus zwar viele Veränderungen im römischen Sinne gefallen lassen müssen, aber sein edles griechisches Vorbild, nach dem es gearbeitet wurde, leuchtet doch überall noch glänzend hervor, und so seltsam uns auch dieser Ton der römischen Volkssprache in Afrika klingen mag, der für die Übersetzung große Schwierigkeiten bietet, die Schönheit der ursprünglichen Erzählung konnte doch durch ihr römisches Gewand nie ganz verdrängt werden. — Die Verknüpfung mit dem Roman ist folgende: Als der in einen Esel verwandelte Lucius von Räubern in die Berge getrieben worden war, bringen diese bald darauf ein schönes Mädchen namens Charite in ihr Lager, das von der Feier der eigenen Hochzeit weggeraubt war. Charite ist über die Mäßen unglücklich über ihr Los, und um sie zu trösten, erzählt ihr ein altes Weib das Märchen von Psyche, die mit Cupido (Amor) vermählt war, aber durch ihre Neugierde in die unseligste Lebenslage gelangte, bis sie nach beendeter Prüfung vollen Glückes theilhaftig wurde.

Ein Jahrhundert vor Apulejus lebte Petronius (II) zur Zeit Neros. Er hatte sich die Aufgabe gestellt, das ganze Kulturleben der Kaiserzeit, namentlich das bedenkliche Eindringen griechischer Halb- bildung und Genußsucht in einem groß angelegten satirischen Roman

sich abspiegeln zu lassen. Dieser Stoff war schier unendlich, und ein geschicktes Erzählertalent brauchte nur ins volle Leben zu greifen, um die dankbarsten Vorwürfe zu finden. Ein solches war Petronius. Es ist zwar von seinem Werke nur ein kleiner Teil erhalten, aber was für ein wunderbar vielseitiges Bild gewährt ein Blick auf diese Schilderung! Die überwiegend reichliche Hälfte der erhaltenen Reste nimmt das „Gastmahl des Trimalchio“ ein, ein farbensattes Gemälde von höchstem künstlerischen Reiz. Hier kommt bei der Charakterzeichnung des Emporkömmlings Trimalchio und seiner aus den untersten Lebenssphären stammenden Gäste ein Humor zum Durchbruch, der das Stück in die erste Reihe der einschlägigen Kunstprodukte aus der gesamten Weltliteratur erhebt.

Der Realismus des antiken Lebens tönt aber nicht nur aus diesen genialen Sittenschilderungen Petrons kräftig an unser Ohr, er wird auch noch von ganz anderer Seite her bemerkbar. Für die spätere, schon christlich gewordene Zeit bieten die Apologeten des Christentums in dieser Beziehung einen sehr bedeutenden Stoff, und unter ihnen, soweit ihre Werke zugleich auf einen Kunstwert Anspruch erheben, nimmt der aus Spanien gebürtige Dichter Prudentius (III) die führende Stellung ein. Er hat in seinem zwei Bücher umfassenden Gedicht gegen Symmachus ein Werk hinterlassen, das einzig in seiner Art dasteht. Mit solch tiefem sittlichen Ernste und einer so glänzenden Beweisführung sind nur wenige Apologeten verfahren. Heute noch ist der Ernst seiner Auffassung, der Reichtum in der dichterischen Erfindung und die Kraft der Gestaltung zu bewundern. Die Veranlassung zu dem Gedicht war folgende. An der Spitze der kleinen heidnischen Partei in Rom stand der berühmte Redner Q. Aurelius Symmachus, der eine Eingabe an Kaiser Gratian gemacht hatte, als dieser die Entfernung der Viktoriasäule aus dem Sitzungssaal des Senats befahl und die Gebühren einzog, die bisher den heidnischen Priestern und den Vestalinnen zustanden. Hier wie bei der Erneuerung des Gesuches im Jahre 384 trat Ambrosius von Mailand den heidnischen Bestrebungen mit Erfolg entgegen. Doch die heidnische Partei ruhte nicht und wandte sich um das Jahr 400

an Honorius und Arcadius, um endlich mit ihrer Bitte durchzudringen. Hiergegen trat nun Prudentius auf, er schrieb im Jahre 402 sein Gedicht gegen Symmachus und wandte sich darin an die beiden Kaiser, indem er die Genehmigung des Gesuchs aufs dringendste widerrieth.

Durch das Eindringen der germanischen Nationen und des Christentums ins römische Reich wurde ein nicht geringer Teil der antiken Kultur in Trümmer geschlagen. Am meisten hatte die Literatur darunter zu leiden, und doch erwuchs allmählich aus den neuen Elementen ein spezifisch christliches Schrifttum, indem die Dichtkunst wie auch die Prosa ihr altes Gewand volkstümlich erneuerte und ein neuer Inhalt an Stelle der antiken Kunst und Wissenschaft trat. Dadurch erwachsen der Literatur neue Richtungen, welche mit der weiteren Ausbildung des mittelalterlichen Lebens an Intensität bedeutend zunahmen.

Selten freilich verirrt sich das Auge des Laien auf diese lateinische Literatur des Mittelalters, da eingewurzelte Vorurteile, die besonders von den in der Neuzeit wesentlich erstarkten klassischen Studien ausgingen, gegen die Beschäftigung mit dem angeblichen Wirrsal des geistigen Lebens jener Zeiten sprachen. Wie unrichtig aber jene Vorurteile sind, das hat man endlich im vorigen Jahrhundert erkannt. Denn das Mittelalter hat seine eigentümliche Literatur doch in letzter Linie auf dem antiken Schrifttum aufgebaut und sie an dasselbe angeschlossen, wenn es auch den veränderten Zeiten und Verhältnissen stets Rechnung trug. Mindestens ist seine lateinische Dichtung eine wenn auch späte Tochter der römischen gewesen. Und es wäre sehr falsch, anzunehmen, daß das Mittelalter nicht auch durch besonders bedeutende Geister der Weltliteratur seinen Tribut gezollt hätte.

Nicht zum mindesten in der Satire. Lange Zeit wurde sie nicht gepflegt, die einfache Naturalwirtschaft der germanischen und slavischen Völker ließ den für sie notwendigen Boden verwickelterer Kulturverhältnisse nicht so leicht aufkommen. Der ernste Sinn der Germanen suchte sich für die realistisch-satirische Darstellung des Lebens, ganz dem Zuge der Zeit entsprechend, eine allegorische Form in der

Viersage, wobei die Charakterzeichnung an Schärfe allerdings einbüßen mußte. Und die Kirche war ja die alleinige Hüterin des geistigen Lebens; der Frieden, in den sie mit dem Staate die ganze christliche Welt einhüllte, ließ eine polemische Richtung gar nicht aufkommen. Erst als die Kirche seit dem 10. Jahrhundert zu jener außerordentlichen Macht gelangt war und der Verweltlichung immer mehr anheimfiel, so daß von Cluni aus die weithallenden Rufe nach Reformen ergingen, erst da war der Boden für die Satire vorbereitet.

Es ist merkwürdig genug, daß der erste hervorragende satirische Dichter ein Deutscher war, der es nicht wagte, mit offenem Visier aufzutreten, sondern sich unter dem Pseudonym *Amarius* (V) verbarg. Er lebte um die Mitte des 11. Jahrhunderts, als die cluniazensischen Ideen schon mächtig auf das Abendland einwirkten. Jedenfalls war er Kleriker und stand wohl der Schule in Speier nahe, scheint aber dann an den Hof gekommen zu sein, vielleicht um seine für die damalige Zeit ausgebreiteten medizinischen Kenntnisse zu bewerten. Seine reichen Lebenserfahrungen bewogen ihn, nach dem Vorgange von Horaz Satiren zu schreiben, die er einem sonst unbekanntem Freunde *Candidus Theopystius Alchimus* widmete. Sie besitzen eine große Lebendigkeit und Frische, die man in jener Zeit nicht oft findet, und in der Reckheit der Einfälle und in den geistreichen Gedankensprüngen erreichen sie sogar ihr horazisches Vorbild. Der allegorische und meist verallgemeinernde Ton des Sittenpredigers fällt hier fort, man könnte denken, daß der Dichter bei jeder einzelnen Szene auch einen wirklichen Vorfall des Lebens vor Augen gehabt habe. Dadurch erhalten diese Satiren den Vorzug einer gewissen Kunstform, der sie dem Walthariliede an die Seite stellen könnte.

Eine zweite höchst bedeutende Satire ist des Engländers *Nigellus Wireker* „*Torenspiegel*“ (VI). Dieser *Nigellus* lebte in den letzten Jahrzehnten des 12. Jahrhunderts als Mönch und Vorfänger zu Canterbury, doch hatte er sicher das Leben auf dem Kontinent vorher kennen gelernt. Nach Sitte der Zeit versuchte er sich viel in der lateinischen Dichtung, und es gelang ihm, sich nach und

nach zur wirklich realistischen Darstellung emporzuarbeiten, deren Krone wir im „Torenspiegel“ finden. Freilich war es damals ein Erfordernis, den freieren Geisteswerken eine allegorische Einkleidung zu geben. Und so erzählt Rigellus hier die Geschichte eines Esels, aber dieser Burnellus hat ein so anthropomorphes Wesen, daß der Dichter kaum nötig gehabt hätte, in seinem Vorwort zu erklären, daß es sich um die Schicksale eines Mönches oder eines andern im Kloster lebenden Menschen handle. Der Grundgedanke der Dichtung ist nicht mit viel Gelehrsamkeit, sondern mit um so schärferer Beobachtung des gewöhnlichen Lebens durchgeführt, und das stempelt das Werk eben zu einer wahren Dichtung. Vortrefflich gelungen sind die Ausfälle, welche Rigellus gegen die unruhigen Bestrebungen seiner Zeit, z. B. gegen die unablässige Neugründung von Orden, macht. Aber geradezu von intimstem Reize sind einige in das Gedicht versprengte Reste der Tierfabel, unter denen als Kabinettstück die Geschichte von der Rache des Hühnchens hervorragt. Aus diesem Grunde besonders kann der „Torenspiegel“ darauf Anspruch erheben, zu den Werken der Weltliteratur gerechnet zu werden. Es mag allerdings nicht verschwiegen werden, daß sich in dem Gedicht sehr zahlreiche und langatmige moralische Betrachtungen finden, die den Fluß der Erzählung für die heutigen Leser allzusehr hemmen, dem mittelalterlichen Gebildeten aber eine Quelle des höchsten Genusses waren. Sie sind natürlich tunlichst verkürzt oder überhaupt weggefallen.

Ein höchst eigentümliches Werk satirischen Inhalts bieten die Klagen eines Schulmeisters aus dem Labyrinth des Eberhardus Teutonicus (VIII). Von der Person des Verfassers ist nicht viel bekannt. Er war ein Deutscher, der in Orleans und in Paris studiert hatte und dann Lehrer wurde, und gehört ins 13. Jahrhundert. Sein einziges bekanntes Werk ist ein Lehrgedicht in drei Büchern. Der Titel „Labyrinth“ deutet an, daß hier die mannigfachen und vielfältig verschlungenen Arbeiten und Mühen eines Schulmeisters dargestellt werden. Im ersten Buche dieses umfangreichen Werkes behandelt Eberhard die Schwierigkeiten, welche der Lehrstoff mit sich bringt, das zweite Buch erläutert an einer Menge von Beispielen

die Lehre von der Verschiedenheit des sprachlichen Ausdrucks. In dem dritten, weitaus wichtigsten Buche werden erst die bedeutenden Schuldichter der Zeit in überraschender Vollständigkeit vorgeführt. Dann aber geht Eberhard auf eine sonst weit abliegende Materie ein, nämlich auf die persönlichen Leiden und Sorgen des Schulmeisters. Das ist ein reines Klagelied. Aber die Satire ist von frappanter Lebenswahrheit und trifft mit den Beobachtungen der Zeit gut zusammen. Es scheint aus ihrem Inhalt hervorzugehen, daß der sein Loz so vielfältig beklagende Lehrer schon von den Verhältnissen einer Stadtschule berichtet; die vielfach divergierenden Interessen, die hier zur Sprache kommen, sowie die bürgerliche Stellung des Lehrers schließen eine Dom- oder Stiftsschule aus. Das Stück hat aber auch deswegen ein außerordentliches Interesse, weil kein anderes Werk des Mittelalters diesen Stoff in solcher Ausführlichkeit behandelt.

Eines sehr bedeutenden Teiles vom mittelalterlichen Leben hat sich die Sage bemächtigt. Sie knüpft sich an Zustände und Personen, sie läßt tiefe Blicke in das religiöse Leben der vorchristlichen Zeit tun und stellt uns große geschichtliche Vorgänge und besonders Persönlichkeiten in volkstümlicher Beleuchtung vors Auge. Sie ist eine unerschöpfliche Fundgrube für die Beurteilung des Lebens der Vorzeit und deshalb gehören viele ihrer Ausgestaltungen in das große Gebiet der Weltliteratur.

Es ist nicht zufällig, daß die bedeutendste deutsche Sagengestalt des früheren Mittelalters zugleich der gewaltigste Fürst ist, den die germanische Welt hervorgebracht hat. Es war dem großen Kriegshelden und noch bedeutenderen Friedensfürsten Karl beschieden, als Mittelpunkt derjenigen Sagen weiterzuleben, die an das Zeitalter der geordneten festen Staatengründung, des siegreichen Einzuges des Christentums in das ganze Abendland und des erneuerten römischen Weltreiches anknüpfen. Für die Franzosen wurden ja Karl und sein Neffe Roland überhaupt zum Mittelpunkt ihrer geschichtlichen Sage. Aber das ist hier nicht in Rücksicht zu ziehen, denn wir Deutschen haben doch einen reichen Schatz von köstlichen Sagen, die sich noch im 9. Jahrhundert um Karl woben. Sie haben freilich meist den

glänzenderen Farben und dem fremdartigen Kleide weichen müssen, das die Karlsage durch die Franzosen erhalten hat; dagegen konnte unsere alte heimische Karlsage nie recht aufkommen.

Und wie sehr verdient es doch das kleine Buch Notkers von St. Gallen (IV), ans Licht gezogen zu werden! Der vortreffliche Mönch berichtet selbst, daß er diese prächtigen Geschichten, die er „Kaiser Karls Taten“ nannte, von einem alten Kriegsmann, Udalbert, gehört habe, der ihn als Knaben geradezu zwang, seinen Erzählungen von den Kämpfen Karls zu lauschen. Diese Erzählungen wurden später von Udalberts Sohn Werinbert vervollständigt, und als Karl III. im Jahre 883 St. Gallen besuchte und Notker ihm die schönen Sagen über den Ahnherrn vortrug, bat der Kaiser den Mönch, sie alsbald aufzuzeichnen. So ist das Buch entstanden. Als Kleriker hat Notker natürlich die Verhältnisse von Kirche und Schule vorangestellt und die Erzählungen über Politik und Kriege folgen lassen. Aber das ist auch die einzige erkennbare Disposition in seiner Darstellung, die sich, getreu der mündlichen Überlieferung, an keinerlei Zeitfolge bindet. Freilich, der behagliche, warme und volkstümliche Ton seiner Erzählung läßt darüber, sowie auch über das mangelhafte Latein gern hinwegsehen.

In eine ganz andere Zeit und Sphäre versetzen uns die Sagen aus den *Otia imperialia* des Gervasius von Tilbury (VII), der ehemals Rechtslehrer in Bologna gewesen und mehrfach zu diplomatischen Sendungen benutzt worden war. Seine englische Abkunft erleichterte ihm später den Übertritt von der Hohenstaufenpartei zu den Welfen, und er wurde von Otto IV., dem Sohne Heinrichs des Löwen, zum Marschall des burgundischen Reiches ernannt. Als dieser Welfe durch Friedrich II. verdrängt wurde, widmete ihm Gervasius ein schon vor Jahrzehnten begonnenes Buch, dem er den Titel „Kaiserliche Mußestunden“ gab. Denn Otto hatte allerdings durch seinen unwilligen Aufenthalt in Braunschweig Muße genug, ein so umfangreiches Werk zu lesen. Freilich konnte solches nicht den Verlust der Herrschaft ersetzen, aber Kurzweil fand sich genug in dem Buche, das aus allen möglichen Stoffen bunt zusammengesetzt ist. Da wird

Geschichte erzählt und über Geographie gehandelt, naturgeschichtliche Stoffe werden breit vorgetragen und allerhand Sagen besonders behaglich erzählt. Mit diesen haben wir es hier zu tun. Viele von ihnen gehen auf uralte mythologische Grundanschauung zurück und haben nur ein reizendes Zeitgewand erhalten, bei anderen wieder mischt sich altgermanisches mit altrömischem Wesen, namentlich bei denen, die von Vergils Zauberkünsten erzählen. Besonders reizvoll sind die Geschichten, welche Gervasius aus eigener Anschauung erzählt oder aus dem Verwandtenkreise berichtet. Beim Lesen dieser schönen Sagen lebt die alte Zeit vor uns wieder auf und staunend gewahren wir, wie die höhere Gesellschaft der englisch-französischen Kreise am Ausgang des 12. Jahrhunderts noch fast ebensoviel Heidentum in sich sitzen hat, als ihre keltischen Vorfahren.

Die Art der Sage, die Legende, findet sich mit der Novelle und der Erzählung zusammen in reichster Fülle im Dialogus miraculorum des Cäsarius von Heisterbach (IX). Dies Werk, das der Heisterbacher Zisterziensermönch in langen Jahren zusammentrug, enthält eine große Menge einzelner Erzählungen, die in zwölf Kategorien oder Bücher geordnet sind und sonst des inneren Zusammenhangs entbehren. Der moderne Leser, der über das Buch gerät, dürfte weit weniger als der mittelalterliche der geistlichen Erbauung nachgehen, welche der Hauptzweck des Buches ist, sondern vielmehr seine ungemischte Freude an der naiven und sinnigen Art haben, mit der diese Erzählungen vorgetragen werden. Was dem Cäsarius zuge tragen wurde an merkwürdigen menschlichen Schicksalen, das hat er treulich gebucht. Die wunderbarsten Ereignisse, die an Hellschere streifen, wechseln ab mit den einfachsten Dingen, die sich in den Familien zutrugen, und wenn auch in der Hauptsache das Rheinland und die angrenzenden Gebiete der Schauplatz der hier erzählten Vorkommnisse sind, so nehmen doch auch fremde Länder, wie Palästina und Indien, teil. Die Frage nach der Realität des Geschehenen wird bei vielen Erzählungen unbeantwortet bleiben müssen, aber wir begegnen ihnen ja nicht mit den Augen des Historikers, sondern erfreuen uns am oft außerordentlich hübschen und treuherzigen Vortrag, an der

sinnigen Betrachtungsweise und der reizenden Einfalt des Erzählers. Aus diesem Grunde besonders sind jene zwölf Bücher Dialoge den mittelalterlichen Erscheinungen der Weltliteratur anzureihen. Übrigens ist das dialogische Moment sehr in den Hintergrund gedrängt, ein Mönch erzählt und ein Novize stellt an ihn Fragen über das Gehörte; für den heutigen Leser sind diese Fragen meist so unwichtig, daß sie in der Übersetzung einfach weggefallen sind. Ich glaube mit der Ansicht nicht fehlzugehen, daß neben dem köstlichen Sagenschabe des Gervasius gerade diese Legenden und Novellen von Casarius heutzutage ein ganz besonderes Interesse finden werden.





I. Apulejus

Das Märchen von Amor und Psyche



n einer Stadt lebte einst ein König und eine Königin, welche drei schöne Töchter hatten. Die beiden ältesten waren von großer Anmut, doch war man darin einig, daß menschliche Lobsprüche für sie ausreichten. Die jüngere Schwester aber war von so einziger und auserlesener Schönheit, daß die menschliche Sprache für deren Beschreibung nicht ausreichte. Die Einwohner der Stadt wie auch

viele Fremdlinge, die von diesem Wunder hörten und die Prinzessin erblickten, waren starr vor Staunen und brachten ihr eine ähnliche Verehrung dar, wie der Venus selbst.

Schon hatte sich in die nächsten Städte und die angrenzenden Landschaften das Gerücht verbreitet, die Göttin, welche der blauen Tiefe des Meeres entstammt und vom Tau der schäumenden Wellen groß wurde, vergönne jetzt, da sie sich mitten unter den Menschen bewege, diesen ihren Anblick. Oder man glaubte, daß, wie früher das Meer, jetzt die Erde aus dem Reime von himmlischem Naß eine zweite Göttin der Liebe in prangender, jungfräulicher Blüte habe hervorgehen lassen.

Solche Sagen verbreiteten sich täglich mehr und mehr, schon

hörte man sie auf den nächsten Inseln, und fast alle Gebiete des Festlandes hallten von solcher Freude wider. In Wallfahrten strömte das Volk auf weiten Reisen über Land und Meer zusammen, um das gepriesene Wunder des Jahrhunderts zu erschauen und zu begrüßen.

Kein Wunder, daß niemand mehr nach Paphos und Enidos ging und daß man sogar den Anblick der Göttin auf Cythera mied. Die Heiligtümer der Venus wurden vernachlässigt, ihre Tempel verfielen, ihre Rissen wurden von jedem Beliebigen benutzt, man kümmerte sich nicht mehr um ihren heiligen Kultus, ihre Bildsäulen blieben unbekrönt, und kalt gewordene Asche schändete ihre Altäre.

Hingegen wandte man sich jetzt bittflehend zu der schönen Königstochter und huldigte in ihren menschlichen Mienen dem Walten der großen Göttin; wo sie sich morgens sehen ließ, wurden ihr Opfer und Speisen dargebracht, um die abwesende Göttin günstig zu stimmen. Und wenn sie auf den Straßen einherging, versammelte sich das Volk, rief sie betend an und verehrte sie mit herrlichen Kränzen und Blumen.

Natürlich wurde Venus durch diese Übertragung himmlischer Ehren auf ein sterbliches Mädchen ungemein erzürnt. Vor Unwillen schüttelte sie ihr Haupt und sprach zu sich selbst: „Ich, die heilige Mutter aller Kreatur, ich, der anfängliche Ursprung der Elemente, ich, des ganzen Erdkreises reizende Liebesgöttin — ich soll die Ehre, die meiner Allhoheit gebührt, mit einem sterblichen Weibe teilen, und mein Name, der im Himmel eingegraben ist, soll durch Hinabziehung in irdischen Schmutz entweiht werden?“

„Ich soll es wohl aushalten, geteilte Verehrung zu empfangen und eine Stellvertreterin anzuerkennen, und mein Bild soll ein irdisches Weib auf Erden umhertragen? Dann hat mich ja Paris, dessen Gerechtigkeit der große Jupiter selbst bestätigte, ganz ungerecht wegen meiner Schönheit zwei so mächtigen Göttinnen vorgezogen. Aber wahrhaftig, welches Weib es auch ist, sie soll sich nicht lange daran erfreuen, mir meine Verehrung geraubt zu haben! Sie soll ihre unerlaubte Schönheit bereuen!“

Sofort rief sie ihren geflügelten Knaben zu sich, der mit seinem unbefonnenen Leichtsinne sich über alle strenge Zucht hinwegsetzt und

mit seinen Flammenpfeilen bewaffnet nachts in fremde Häuser eindringt, das rechtmäßige Band der Ehe lockert und allerlei Unheil stiftet, aber nichts Gutes anrichten kann.

Diesen Ausbund von Verwegenheit reizte sie noch gehörig mit zornigen Worten an, führte ihn nach jener Stadt hin und zeigte ihm die Psyche, denn so hieß die Königstochter. Vorher hatte sie ihm unter dem Ausdruck des heftigsten Anwillens die ganze Geschichte erzählt, wie das Mädchen mit ihr in Wetteifer getreten sei.

„Bei dem Bande der mütterlichen Liebe,“ setzte sie hinzu, „bei den lieblichen Wunden deiner Pfeile, bei den honig süßen Bränden deiner Flammen beschwöre ich dich, verleihe deiner Mutter volle Rache und bestrafe diese übermütige Schönheit. Vor allem aber bitte ich dich darum, daß du jenes Mädchen mit der glühendsten Liebe zu dem niedrigsten aller Menschen erfüllst, welchen das Geschick um Ehre und Vermögen und Gesundheit gebracht hat und der so verkommen ist, daß er seinesgleichen nicht findet.“

So sprach sie und bedeckte ihren Sohn mit den heftigsten Küssen. Dann begab sie sich nach dem nahen Gestade des Meeres und benetzte zuerst ihre rosigen Füße mit dem Schaum der sich kräuselnden Wellen. Sobald sie aber die Höhe des Meeres erreicht hatte, versammelten sich auf ihren Wunsch gleichwie auf einen Befehl alle Meeresgötter zum Dienste. Da kamen die Töchter des Nereus und sangen im Chor, da kam Fortunus mit struppigem blauen Barte, und Salacia mit ihrem fischreichen Busen, und Palämon, der kleine Reiter auf dem Delfin. Dazu kamen Scharen von Tritonen, die das Meer durchfurchten und auf tönender Muschel lieblich bliesen, oder sich mit seidnem Schirm vor der Glut der Sonne schützten, oder vor den Augen der Herrin einen Spiegel vortrugen, oder endlich unter deren zweirädrigem Wagen einerschwammen. So hatte Venus ein ganzes Heer von Begleitern, als sie zum Ozean zurückkehrte.

Unterdessen war Psyche bei all ihrer Schönheit doch nicht glücklich geworden. Sie wurde wohl von allen angestaunt und gepriesen, aber es kam kein König, kein Prinz, ja nicht einmal ein Mann aus dem Volke, der sie zur Ehe begehrt hätte. Alle bewunderten ihre

göttliche Schönheit, aber man bewunderte sie wie eine herrliche und doch kalte Bildsäule. Längst waren ihre beiden älteren Schwestern, deren Schönheit nicht von Mund zu Mund im Volke getragen wurde, an Könige vermählt und hatten das Glück der Ehe erreicht, aber Psyche blieb unverheiratet im Hause der Eltern.

Einsam beweinte sie ihre Verlassenheit, sie wurde krank an Leib und Seele, und schließlich haßte sie ihre in der ganzen Welt berühmte Schönheit. Und der Vater des unglücklichen Mädchens wurde irre an dem Willen der Himmlischen und argwöhnte aus dem Schicksal Psyches den Zorn der Götter. Endlich befragte er das Orakel des milesischen Apollo und erbat von dieser mächtigen Gottheit mit Bittflehen und mit Opfern für seine Tochter einen Bräutigam und die Hochzeit. Apollo ließ ihm antworten: „Stelle deine Tochter hochzeitlich geschmückt für den furchtbaren Gatten auf die höchste Spitze des Berges. Denn glaube nicht, daß der Erwählte aus sterblichem Geschlecht stammt, sondern es ist ein wildes Ungetüm und grausam wie die Schlange; auf Flügeln durchfurcht es den Äther und bezwingt alles, mit Feuer und Eisen bändigt es alles Geschaffene. Vor ihm zittert Zeus selbst, vor ihm heben die Götter, vor ihm erschauern Ströme und Flüsse und selbst die furchtbaren Einsamkeiten der Unterwelt.“

Der König verfiel über diese Antwort des Orakels in tiefe Betrübniß, traurig kehrte er nach Hause zurück und verkündete seiner Gemahlin den unglückseligen Spruch. Viele Tage lang hörte man in dem Palaste nichts als Weinen, Jammern und Klagen. Als dann der furchtbare Tag heranrückte, an welchem sich das Schicksal Psyches erfüllen sollte, da wurde das Schaugepränge für die todbringende Hochzeit des tiefunglücklichen Mädchens mit allem Pompe veranstaltet.

Schon wurde das Licht der Brautfackeln von Ruß und Asche düster, schon verwandelten sich die Töne der Hochzeitsflöte in die klagenden lydischen Weisen, schon endete der heitere Hochzeitsgesang in traurigem Weinen, und die Braut trocknete am Schleier ihre reichlichen Tränen. Die ganze Stadt nahm innigen Anteil an dem Kummer, der das Königshaus befallen hatte, und bei der Landestrauer feierte sogar das Gericht.

Aber den Worten des Gottes mußte gehorcht werden, und als die Hochzeitsgebräuche im Hause in tiefster Betrübniß erfüllt waren, schloß sich das ganze Volk dem Hochzeitszuge an, der mehr einem Leichenzug glich. Psyche wenigstens glaubte zu ihrem Grabe zu gehen, und die Eltern, die zum Tode betrübt waren, bemühten sich, das Schreckliche so lange als möglich hinauszuschieben. Doch die Tochter ermunterte sie in ihrem Vorhaben.

„Warum“, sagte sie, „quält ihr eure alten Tage durch beständiges Weinen? Warum unterbrecht ihr euren Atem durch beständige Seufzer? Ach, über euer Antlitz, das mir so teuer ist, rinnen unablässige und erfolglose Tränen! Warum rauft ihr eure grauen Haare und schlagt euch an die Brust? Das ist also euer herrlicher Lohn für meine ausgesuchte Schönheit. O, ihr fühlt jetzt erst die tödliche Wunde des entsetzlichen Neides! Als uns Länder und Völker göttliche Ehren darbrachten, als man mich allgemein die neue Venus nannte, da mußtet ihr weinen und jammern, da mußtet ihr mich als tot beklagen! Ich sehe und fühle es ganz deutlich, daß ich allein an dem mir aufgedrungenen Namen der zweiten Venus zugrunde gehe. Führet mich nur und stellt mich auf jenen Felsen, der mir vom Schicksal bestimmt ist. Ich verlange nun endlich nach meiner Hochzeit und nach meinem edlen Gemahl. Warum soll ich mich vor demjenigen scheuen, der zum Verderben der ganzen Welt geboren ist?“

Nachdem das unglückliche Mädchen solche Worte gesprochen, mischte sie sich schnellen Schrittes unter die Masse des begleitenden Volks. So gelangte man endlich auf die Höhe des Berges, und dort verließ man die unglückliche Psyche. Ihre Eltern gingen zur Stadt zurück und verschlossen sich im Innersten des Palastes, um das Licht nicht mehr zu sehen; sie verzweifelten vollständig.

Unterdessen stand Psyche weinend und betend auf dem Bergesgipfel. Da erhob sich ein Lufthauch über der Zitternden, ein sanfter Zephyr spielte an ihrem Gewande, sie wurde emporgehoben, und langsam führte Zephyr sie den Berg hinab durch die Lüfte und ließ sie ins Thal auf blumigen Rasen hingleiten. Hier verfiel sie in einen ruhigen Schlaf, und als sie heiter davon erwachte, sah sie sich in einem Haine

von uralten Bäumen. Eine kristallhelle Quelle floß mitten hindurch, und in der Nähe des reizenden Baches gewahrte sie ein Schloß, das nicht von Menschenhand, sondern durch Götterkunst gebaut war. Gleich beim ersten Eintritt erkannte sie, daß sie die Lustwohnung eines Gottes betrat. Die Decke von Elfenbein wurde von goldnen Säulen getragen und an den Wänden erschaute man allerlei wildes Getier, das in Silber getrieben war; der Fußboden erglänzte von herrlichen Steinen, die kleingeschnitten und zu mannigfachem Bildwerk zusammengesetzt waren. Ebenso kostbar waren die anderen Räume des Schlosses eingerichtet, überall schimmerte von den Wänden gediegenes Gold, das den Glanz der Sonne verdunkelte. Und dieser Pracht entsprachen auch die Gegenstände, die in den Zimmern aufgestellt waren — man hätte denken können, daß das Schloß für Jupiter selbst eingerichtet war.

Psyche war wie geblendet, aber dennoch trat sie näher und ging durch eine Thür ins Innere. Staunend betrachtete sie alles einzelne, und sie fand schließlich auch die Vorratsräume mit den größten Kostbarkeiten der Welt angefüllt. Auf's höchste verwunderte sie sich jedoch darüber, daß sie zur Verwahrung dieser ungeheuren Schätze weder Riegel noch Schloß noch Hüter fand. Und siehe, da ertönte eine Stimme, ohne daß man des Sprechenden gewahr wurde: „Warum erstaukst du, o Herrin, über diese Pracht? Alles dies gehört ja dir! Gehe ins Schlafgemach und ruhe dich aus, oder begib dich ins Bad. Wir, deren Stimmen du hörst, sind deine Dienerinnen und erwarten nur deine Befehle.“ Psyche merkte jetzt, daß eine Gottheit für sie sorge; sie folgte dem Rat und begab sich zur Ruhe. Als sie dann ein Bad genommen hatte, ließ sie sich an einer Tafel nieder, auf welcher sofort die herrlichsten Weine und köstliche Speisen erschienen, ohne daß sie von jemand hereingetragen wurden. Nach dem Mahle kam ein unsichtbarer Sänger, der von einem unsichtbaren Zitherspieler zum Gesang begleitet wurde, und bald ertönte ein ganzes Konzert, ohne daß die Musizierenden wahrgenommen werden konnten. Dann brach die Nacht ein, Psyche begab sich zur Ruhe, und bald umgab sie ein fester Schlaf.

Mitten in der Nacht jedoch wurde die Prinzessin von einem leisen Geräusche geweckt, und in dieser Verlassenheit wurde sie vom heftigsten Schrecken für ihre Ehre erfüllt. Und es kam der Gatte, der für sie bestimmt war, und machte sie zu seiner Gemahlin; bevor aber noch der Morgen graute, hob er sich wieder von dannen. So blieb es eine geraume Zeit; Psyche fand schließlich an dieser geheimnisvollen Lebensart Gefallen, und die unsichtbaren Stimmen trösteten sie über ihre Einsamkeit hinweg. Inzwischen aber verfielen ihre Eltern in tiefsten Gram, und als auch die beiden älteren Schwestern von Psyches traurigem Schicksal gehört hatten, begaben sie sich in das elterliche Schloß, um näheres über die Schwester zu erfahren.

Als sie dort angelangt waren, sprach der unsichtbare Gemahl in derselben Nacht zu Psyche: „Geliebtes Weib, das Schicksal droht dir augenblicklich mit einer entfesselichen Gefahr. Deine Schwestern glauben nämlich, daß du gestorben seiest, und wenn du sie nächstens auf der Spitze jenes Berges angelangt siehst und ihre Klagen hörst, dann antworte ihnen nicht, du wirst mir damit außerordentlichen Schmerz und dir großes Unglück ersparen.“

Psyche versprach, ihm zu folgen, aber kaum war ihr Gemahl zugleich mit der Nacht verschwunden, brach sie in Weinen und Klagen aus: „Nun bin ich erst recht unglücklich! In einem goldnen Käfig sitze ich und kann mit keinem Menschen sprechen, nicht einmal meine unglücklichen Schwestern vermag ich zu trösten!“ Sie wollte an diesem Tage nichts von Speise und Trank wissen und lehnte jede Erquickung ab. Der Gemahl kam in der folgenden Nacht zeitiger als sonst, doch sie ließ mit ihren Tränen nicht ab, so daß er endlich ausrief: „Ist das meine geliebte Psyche, die mir Folgsamkeit versprach? Tag und Nacht liegst du ja in Tränen! Laß dir raten und folge nicht deinem Willen, auf daß du nicht später heftige Reue empfindest!“ Aber die Tränen flossen nur um so reichlicher, und endlich erlaubte ihr der Gemahl, die Schwestern zu sehen und mit ihnen zu sprechen und ihnen sogar von ihren Schätzen und Kleinoden nach Herzenslust zu schenken. Zugleich aber warnte er sein junges Weib, sich ja nicht von den Schwestern verleiten zu lassen und auf deren Veranlassung nach seiner

Manitius, Mären und Satiren aus dem Lateinischen

Gestalt zu fragen, weil sie sonst ihr ganzes gegenwärtiges Glück und auch den Gemahl selbst sofort verlieren werde.

Psyche bedankte sich auf die zärtlichste Weise und versicherte, daß sie lieber hundertmal sterben wolle, als ihren Gemahl verlieren. Doch sie war mit ihren Wünschen noch nicht zu Ende und brachte es auch wirklich dahin, daß ihr Gemahl zugab, Zephir solle die Schwestern auf gleiche Weise den Berg hinabgeleiten, wie er es bei ihr getan. Ihren flehentlichen Bitten konnte er nicht widerstehen, und vor Einbruch des Morgens eilte er wieder von dannen.

Die Schwestern hatten nun die Höhe des Berges erreicht, und von ihrem Jammergeschrei hallten die Felsen wider. Als sie aber den Namen der verloren geglaubten Schwester riefen, verließ Psyche eiligst das Schloß und rief ihnen zu, ihre Klagen einzustellen, denn sie sei am Leben und würde sie bald umarmen können. Hierauf tat Zephir seine Schuldigkeit und setzte seine Bürde am Fuße des Berges sanft zur Erde. Nach den stürmischsten Umarmungen und Küssen führte Psyche ihre Schwestern ins Schloß und zeigte ihnen alles, und als sie sich von ihrem Erstaunen erholt und im Bade erquickt hatten, nahmen sie zusammen an der reichbesetzten Tafel ein herrliches Mahl ein.

Da gelüstete es die eine der Schwestern in neugierigem Neide zu fragen, wer der Herr dieses Wunderpalastes und wer und was denn der Gemahl eigentlich sei. Doch Psyche blieb der Warnungen eingedenk, die sie erhalten hatte, und erdichtete aus dem Stegreif, ihr Gemahl sei ein schöner Jüngling, dem der erste Flaum um die Wangen sprosse und der hauptsächlich den Freuden der Jagd auf den Bergen und Gefilden ergeben sei. Doch sie fürchtete, schließlich dem neugierigen Fragen zu erliegen, und nachdem sie die Schwestern mit dem kostbarsten Geschmeide aus Gold und Edelsteinen beschenkt hatte, rief sie den Zephir und befahl ihm, sie auf den Berg zurückzutragen.

Auf dem Rückwege zu den Eltern überfiel aber die Schwestern der abscheulichste Neid. „Wie blind und ungerecht ist doch das Glück“, sagte die eine. „Wir, die beiden älteren, sind durch das Schicksal weit von der Heimat vertrieben und müssen fast wie Mägde dem Gemahl dienen, und Psyche, die jüngste von uns, lebt in solchem

Reichtum und hat einen Gott zum Gemahl. Hast du gesehen, Schwester, was dort für Schätze liegen und wie man das Gold mit den Füßen tritt? Wahrhaftig, zur Göttin wird sie noch werden; sie blickt nur noch nach oben und hat unsichtbare Stimmen zu Dienerinnen und befiehlt den Winden. Ich Unglückliche habe einen Gemahl, der älter ist als unser Vater, kahler als eine Gurke und schwächer als jeder Knabe. O, ich unglückliches Weib.“ „Und mein Mann“, erwiderte die andere, „wird so von der Gicht geplagt, daß ich fortwährend seine zu Stein verhärteten Knöchel reiben und ihm allerhand abscheuliche Umschläge machen muß; ich bin nicht seine Frau, sondern eine ewig gequälte Krankenwärterin. Du magst es ertragen, wie du willst, ich kann es nicht länger aushalten, daß dieser Anwürdigen das Glück in den Schoß gefallen ist. Wie hoffärtig und anmaßend war sie gegen uns, und mit welchem Stolz warf sie uns von ihren großen Schätzen diese Lappalien nach und ließ uns eiligst in die Lüfte blasen, als sie unserer Gegenwart überdrüssig geworden war! Wahrhaftig, ich will nicht länger Weib heißen, wenn ich sie nicht von ihrer Höhe stürzen kann! Eine Schmach und Schande ist es für uns, und wir wollen daher etwas Kräftiges aussinnen. Nur laß uns den Eltern nichts von ihren Geschenken zeigen; wir wollen lieber gar nichts von ihr erzählen. Doch jetzt wollen wir zu unsern Männern und zu unserer armseligen Häuslichkeit zurückkehren, bis wir ein Mittel gefunden haben, diesen Stolz gründlich zu demütigen. Wir wollen uns nur immer ihre Geschenke vor Augen halten!“

Dieser Plan gefiel beiden, und nachdem sie sich aus Verstellung das Haar zerrauft und das Antlitz zerkratzt hatten, riefen sie den Eltern durch erheuchelten Jammer ihren ganzen Schmerz zurück und begaben sich dann sofort eine jede zu ihrem Manne, wo sie meuchelmörderische Anschläge gegen die unschuldige Schwester aussannen.

Inzwischen war Psyche wieder durch ihren Gemahl gewarnt worden: „Eine große Gefahr“, sagte er, „steht dir bevor. Denn gleich tückischen Wölfinnen werden deine Schwestern wiederkehren, um dich zu überreden, meine Gestalt zu erkunden. Wenn du aber letztere gesehen hast, so wirfst du sie, wie ich dir gesagt habe, nie wieder sehen.

Wenn daher diese Anholdinnen zurückkehren, so sprich überhaupt nicht mit ihnen; kannst du das nicht aushalten, so darfst du über mich weder etwas anhören noch reden. Denn es ist dir bestimmt, einem Kinde das Leben zu schenken; bewahrst du das Geheimnis seines Vaters, so wird es unsterblich werden, andernfalls wird es aber nur ein Menschenkind sein.“

Psyche war wegen dieser Kunde überglücklich und konnte die Zeit kaum mehr erwarten, wo es ihr vergönnt sein sollte, ein Kind an ihre Brust zu drücken. Die Schwestern aber waren schon unterwegs, um ihren ruchlosen Anschlag auszuführen. Und wieder ermahnte der Gemahl die Psyche in der eindringlichsten Weise: „Der Tag des Verhängnisses ist da, mein liebes Weib! Schon haben deine ruchlosen Schwestern den Dolch gezückt, um dir die Kehle zu durchbohren. Halte an dich und rette dadurch unser Haus und deinen Gatten, dich und dein Kind! Wenn jene Weiber, die nicht mehr deine Schwestern sind, gleich Sirenen vom Berge herab dich betören wollen, so höre und sieh sie nicht!“

„Schon seit langem“, antwortete Psyche unter Tränen, „hast du meine Verschwiegenheit und Treue erprobt und auch jetzt wirst du sie bewährt finden. Weil ich aber dein Angesicht nicht sehen kann, so befehl dem Zephir, seine Schuldigkeit zu tun, und laß mich den Anblick der Schwestern genießen! Bald werde ich ja in meinem Kinde dein Antlitz sehen, und so laß mich unbesorgt zu den Schwestern eilen, denn die jetzige Finsternis der Nacht gilt mir gleich, ich habe ja dich!“

Infolge dieser Worte und der zärtlichsten Liebkosungen versprach der Gemahl, den Wunsch zu erfüllen, und trocknete Psyches Tränen mit seinen Locken. Vor Tagesanbruch war er wieder verschwunden und ließ die aufgeregte Gattin allein.

Schon war das Schwesternpaar an der Küste gelandet und war, ohne die Eltern zu sehen, auf den Gipfel des Berges geeilt, um sich hier sofort den Berg hinabzustürzen. Zephir hatte keine Lust, sie aufzufangen, doch er gedachte des erhaltenen Befehles und setzte sie sanft am Boden nieder. Sogleich stürmten sie zu dem Schlosse, umarmten

ihre unglückselige Beute und schmeichelten ihr auf unerhörte Weise, indem sie sie herzlichst zu ihrem künftigen Mutterglück beglückwünschten und meinten, daß das Kind ein wahrer Cupido werden müsse.

Damit gewannen sie ihre Schwester vollständig. Sie führte sie ins Bad und dann an die reich besetzte Tafel, wo auf ihren Befehl Zither und Flöte zu herrlichen Chorliedern als Begleitung ertönten. Aber die wunderbare Musik, die von lauter unsichtbaren Spielern und Sängern vorgetragen wurde, war nicht imstande, das Herz der beiden rachfüchtigen Schwestern zu rühren. Scheinbar ohne Ursache fragten sie wieder, wer ihr Gemahl sei und woher er stamme.

Psyche hatte die früheren Ausflüchte vergessen und erzählte ihnen, er stamme aus der nächsten Provinz und sei ein Großkaufmann in mittleren Jahren, doch zeigten sich schon Silberfäden in seinem Haare. Hierauf wurden sie wieder reich beschenkt und vom Zephyr auf den Berg emporgehoben.

Als sie nach Hause zurückgingen, sagte die eine: „Schwester, was meinst du zu dieser törichten Lüge von jener Närrin? Erst war es ein Jüngling, dem der erste Flaum sproßte, und jetzt ist es ein Mann in mittleren Jahren, dem sich das Haupt mit Weiß durchzieht. Wer sollte das sein, der in so kurzer Zeit plötzlich gealtert ist?“ „Entweder“, sagte die andere, „ist es eine abscheuliche Lüge, oder sie kennt das Aussehen ihres Mannes nicht; dann aber ist es jedenfalls ein Gott, und sie wird ihm ein Götterkind schenken. Ist das der Fall, so erhänge ich mich augenblicklich.“ Unter solchen Gesprächen kamen sie zu den Eltern, konnten aber den nächsten Morgen kaum erwarten, um in aller Frühe wieder den Berg zu besteigen und mit Hilfe des Zephyr ins Schloß zu gelangen. Dort preßten sie erst so lange an ihren Augen, bis die Tränen hervorbrachen, und dann eilten sie zu Psyche: „Glücklich zu preisen bist du,“ sagten sie zu ihr, „daß du von der drohenden Gefahr nichts ahnst. Wir haben nämlich in Erfahrung gebracht und sind darüber aufs tiefste betrübt, daß dein Gemahl ein entsetzlicher Drache ist, der sich in furchtbaren Schlangenumwindungen einherrollt und dessen weitgeöffneter Rachen von Gift und Blut trieft. So war es dir ja durch Apollos Orakel prophezeit

worden, und viele Landleute und Jäger aus der Umgegend haben das Ungetüm gesehen, wenn es abends vom Fraße heimkehrt und sich in den Fluten des nahen Stromes herumwälzt. Auch du sollst, wie die Leute erzählen, noch von ihm gefressen werden. Du kannst nun wählen, ob du deinen Schwestern folgen willst, die zärtlich auf dein Wohl bedacht sind, oder ob du vorziehst, von dem geheimnisvollen Gemahl geliebt und schließlich verschlungen zu werden. Wir haben dich jedenfalls gewarnt und unsere Pflicht getan."

Psyche erschrak in der Einfalt ihres Herzens entsetzlich über diese Rede und vergaß alle Ermahnungen ihres Gemahls und ihre eigenen Versprechen: „Dank euch, liebe Schwestern," sagte sie, „für eure Zärtlichkeit! Ich fürchte, daß die Leute nur allzu wahr gesprochen haben! Denn ich habe noch nie meines Mannes Antlitz gesehen und weiß auch nicht, woher er stammt. Nur des Nachts kommt er in seine Wohnung, und da er so lichtscheu ist, werdet ihr wohl recht haben. Was sollten sonst seine drohenden Verbote, jemals sein Angesicht zu erschauen? Wenn ihr mir einen Rat geben könntet, so helft mir! Denn ich bin in großer Gefahr."

Jetzt konnten die ruchlosen Weiber gerade auf ihr Ziel losgehen und hieben nun mit gezückten Dolchen auf das der Verstellung unfähige Gemüt ihrer Schwester ein: „Da die Verwandtschaft mit dir uns keine Gefahr kennen läßt, wenn es sich um dein Heil handelt, so wollen wir dir den Weg zeigen. Auf deinem Lager verbirg ein sehr scharfes Messer und eine kleine Lampe, und sobald der Drache an deiner Seite eingeschlafen ist, ziehe beides hervor und mit einem mächtigen Streiche trenne den Kopf vom Nacken des Ungeheuers. Wir werden in deiner Nähe bleiben, um dir beizustehen, und dir dann einen wirklichen Mann verschaffen."

In Wahrheit aber machten sich die niederträchtigen Schwestern mit Hilfe des Zephir eiligst aus dem Staube und bestiegen dann sofort das Schiff, da sie Unheil witterten. Psyche aber geriet in die furchtbarste Unruhe und schwankte wie auf dem Meere umher, unaufhörliche Kämpfe wogten in ihr auf und ab. Doch als der Abend kam, rüstete sie sich zu der entsetzlichen Tat. Und nachdem der Ge-

mahl an ihrer Seite eingeschlafen war, nahm sie das Messer, ergriff die Lampe und beleuchtete die Züge des Gatten. Aber was erblickte sie statt des vermeintlichen Angeheuers? Vor ihr lag der Liebesgott in seiner ganzen Schönheit, und bei seinem Anblick flammte die Lampe heller auf. Psyche sank vor Schreck in die Knie und hätte sich mit dem Messer selbst durchbohrt, aber es war ihr in der Erregung entfallen. Und als sich die erste Angst gelegt hatte, konnte sie sich an der Schönheit des Schläfers nicht satt sehen. In lockiges Gold war der reizende Kopf gehüllt, über den milchweißen Nacken und die rofigen Wangen ringelten sich die Locken im süßesten Gewirre, an den Schultern erglänzten die kleinen Flügel, deren Federn an den Spitzen unruhig auf- und niederflochten, und der ganze Körper war so glatt und glänzend, daß seine Mutter Venus sich nicht zu schämen brauchte. Zu Füßen hatte der Gott Bogen, Köcher und Pfeile hingelegt, die Abzeichen seines Waltens.

Psyche nahm die Waffen des Gottes in die Hand und ritzte sich in neugierigem Spiel den Finger mit einem Pfeile, so daß kleine Blutströpfchen hervorquollen. Hierdurch wurde sie von heißester Liebe zu Cupido entbrannt und heftete glühende Küsse auf den Mund des schönen Schläfers. Aber unglücklicherweise entfiel dabei der Lampe ein Tropfen glühendes Öl, das auf die rechte Schulter des Gottes hinabträufelte. Er erwachte hiervon, und kaum hatte er den Vertrauensbruch erkannt, als er sich schweigend in die Lüfte erhob. Psyche umfaßte allerdings mit beiden Händen seinen rechten Fuß, aber nachdem sie ein Stück mit ihm aufgefliegen war, verließen sie die Kräfte, und sie glitt zur Erde.

Indes konnte Cupido die Geliebte nicht sofort verlassen. Er flog auf die nächste Zypresse und rief ihr in großer Erregung zu: „Törichte Psyche, meine Mutter wollte dir den elendesten Menschen zum Manne geben, ich aber wurde selbst von Liebe zu dir ergriffen, und leichtsinnig habe ich mich an meinem eigenen Pfeile verwundet und dich zur Gemahlin erhoben, damit du mich für ein Angeheuer hieltest und mir den Kopf abhauen wolltest! Deshalb habe ich dich ja stets gewarnt! Aber deine zwei Ratgeberinnen werden sofort von

mir bestraft werden, du sollst nur durch meine Flucht deine Strafe haben.“ Hiermit streckte er sein Gefieder und flog in die Lüfte empor, um niemals wiederzukehren.

Psyche folgte dem flüchtigen Gemahl mit den Augen, doch als er ihr entschwunden war, stürzte sie sich in den nächsten Fluß, um ihr Leben zu enden. Aber der Fluß fürchtete den Gott, der auch ihm gefährlich werden konnte, und trug Psyche an das blumige Ufer. Dort saß gerade der Gott Pan, welcher seine geliebte Echo umfaßt hielt und sie in der Wiedergabe aller Töne unterrichtete; seine Ziegen weideten auf dem Wiesenteppich in der Nähe des Ufers und ergößten sich an ihren lustigen Sprüngen. Der bocksartige Gott, der von dem Unglück der Psyche unterrichtet war, rief sie heran und sprach ihr freundlich zu.

„Liebes Kind,“ sagte er, „ich bin zwar nur ein Bauer und ein Hirt, aber ich habe in meinem Leben vieles gelernt. Wenn ich dich richtig betrachte, wie dein Schritt schlottert und dein Gesicht bleich ist und du häufig seufzest, dann muß ich sagen, du leidest an unglücklicher Liebe. Ich rate dir, suche dich nicht wieder ums Leben zu bringen, sondern wende deine Bitten an den Gott Cupido, er wird dir helfen!“

Doch Psyche antwortete hierauf nicht, betete aber im stillen zu Pan und ging ihres Weges. Zufällig geriet sie nach langem Umherirren am Abend in eine Stadt, in welcher einer ihrer Schwäger als König herrschte. Psyche ließ sich sofort bei ihrer Schwester melden und auf deren Fragen erzählte sie: „Du weißt, daß ihr mir rietet, meinen Gemahl, der ein Ungeheuer sein sollte, mit einem scharfen Messer zu töten. Als ich aber mit der Lampe seine Züge beleuchtete, fand ich der Venus Sohn Cupido in sanftem Schlafe. Ich beugte mich über ihn, und die abscheuliche Lampe ließ heißes Öl auf seine Schulter tropfen. Er erwachte und befahl mir, ihn augenblicklich zu verlassen, und sagte, daß er sich mit dir verheiraten wolle. Auf seinen Befehl brachte mich Zephir von dannen.“

Die Schwester wurde nun von blinder Liebesraserei ergriffen, log ihrem Gemahl ein Märchen vom Tode ihrer Eltern vor, bestieg

schnell ein Schiff und eilte auf den verhängnisvollen Berg. Obwohl ein ganz anderer Wind wehte, stürzte sie sich mit den Worten: „Empfange, o Cupido, die deiner würdige Gemahlin“ hinab. Jedoch sie blieb an den vorstürzenden Felsen hängen, und ihre zerschmetterten Glieder dienten den wilden Tieren zum Fraße.

Psyche war inzwischen in die Stadt gelangt, in der ihr anderer Schwager König war. Hier wiederholte sie vor der Schwester ihre Erzählung, und da auch diese von der gleichen Raserei ergriffen wurde, widerfuhr ihr dasselbe wie der ersten Schwester, und sie fiel sich ebenfalls am Berge zu Tode.

Während nun Psyche in allen Ländern ihren geliebten Cupido suchte, lag dieser krank im Hause seiner Mutter, da ihn die erhaltene Wunde heftig schmerzte. Und eine Seemöwe tauchte in die Fluten des Ozeans unter und erzählte der Venus, die eben in der See badete, daß sich ihr Sohn bei einem Mädchen im Gebirge verbrannt habe, und da auch sie selbst ihre Zeit mit Baden hinbringe, so sei man auf Erden recht ungehalten auf beide. Lust, Anmut und Weisheit seien entflohen, Anzier, Wildheit und Roheit seien dafür gekommen. Man kenne Ehe, Freundschaft und kindliche Liebe nicht mehr, Laster und gräßliches Anwesen sei an deren Stelle getreten, und in der Welt sei alles häßlich geworden.

„Was,“ rief Venus, „mein liebes Söhnchen hat also schon eine Geliebte? Nenne mir sofort ihren Namen, ich möchte doch wissen, ob es eine Nymphe oder Hore, eine Grazie oder Muse ist.“ „Ich weiß es nicht,“ schwastete die Möwe weiter, „aber ich glaube, sie heißt Psyche.“ „Wie? Psyche? Er liebt meine Nebenbuhlerin, die sich meinen Namen angemacht hat?“ Augenblicklich begab sie sich in ihre schimmernde Wohnung und schrie ihrem kranken Sohne schon in der Türe zu: „Das hast du ja vortrefflich gemacht! Die Befehle deiner Mutter und Herrin trittst du mit Füßen! Meine Feindin mit schmählicher Liebe zu quälen fällt dir nicht ein, sondern du machst sie zu deinem Liebchen! Ich soll sie wohl als Schwiegertochter annehmen? Du glaubst wohl, weil du der einzige Sohn bist, kannst du dir das herausnehmen? O, ich könnte dir noch

einen Bruder geben, der viel besser wäre als du! Aber warte, einen Sklaven will ich an Kindes Statt annehmen und ihn mit Flügeln und Fackel, Bogen und Pfeilen ausrüsten. Schon als kleiner Junge hast du nichts getaugt und dich stets an den Erwachsenen vergriffen. Wie behandelst du deine eigene Mutter! Als eine hilflose Witwe verachtetest du sie und du scheust dich nicht einmal vor deinem Stiefvater, dem gewaltigen Kriegsgott! Das Spielchen jetzt soll dir aber übel bekommen! — Was soll ich nur in meinem Ärger tun? Wie könnte man dieses Bübchen zähmen? Halt! Es ist freilich hart, meine Feindin, die Mäßigkeit, um etwas zu bitten, aber ich will in diesen sauren Apfel beißen. Sie allein kann mir Rache gewähren! Sie soll ihm den Köcher ausleeren und die Pfeile stumpf machen, sie soll die Sehne vom Bogen abnehmen und die Fackel auslöschen! Ha, das soll mir gut tun, wenn sie ihm sein Haar kurz geschoren und die Flügel gestutzt hat!”

So sprach sie und ging in hellem Zorn aus ihrer Wohnung. Ceres und Juno begegneten ihr und fragten sie, warum sie so finster und mißmutig aussehe. „Ihr kommet zur rechten Zeit,“ sagte sie, „bitte, helft mir die flüchtige Psyche aufgreifen, denn ihr wißt ja wohl längst, welche Schande mein Sohn über mein Haus gebracht hat.“ Doch beide Göttinnen suchten ihr auszureden, daß Cupido etwas Äbles getan hatte; sie sollte nur an ihre eigenen Künste denken und bei ihrem Sohn das nicht strafbar finden, was ihrem eigenen Walten unterstehe. Beide fürchteten nämlich die Waffen des jungen Gottes, und daher sprachen sie so, Venus aber hielt diese Rede für Hohn und Spott, und wütend in ihrem Innern wandte sie sich schleunigsten Schrittes dem Meere zu, nachdem sie verächtlich an den beiden Göttinnen vorübergegangen war.

Unterdesen suchte Psyche Tag und Nacht auf mannigfachen Irrfahrten ihren Gemahl; sie war bereit, seinen Zorn durch zärtliche Liebkosungen oder, wenn nötig, mit demütigen Bitten zu besänftigen. Einst kam sie an einen hohen Berg, auf dessen Gipfel ein Tempel stand. Da sie glaubte, ihr Gatte könne sich dort aufhalten, so stieg sie eilenden Fußes hinauf, obwohl ihr das Gehen schon sauer wurde.

Als sie den Tempel endlich erreicht hatte, gewahrte sie darin Weizen- und Gerstenähren in Haufen liegend oder zu Kränzen gebunden, ferner Sicheln und anderes Erntegerät, das durcheinander lag, wie es die Landleute nach der Arbeit aus der Hand fallen lassen. Augenblicklich brachte Psyche alles, was sie fand, in Ordnung, denn sie glaubte, den Dienst keiner Gottheit vernachlässigen zu dürfen, um überall Mitleid zu finden.

Während sie damit noch eifrig beschäftigt war, nahte ihr Ceres und rief ihr zu: „Unglückliche Psyche! Auf dem ganzen Erdkreise suchst du die erzürnte Venus deine Spur zu finden, um dir die härteste Strafe aufzulegen. Und du stehst hier und trägst Sorge für Dinge, die mich betreffen, und kannst so noch an etwas anderes denken als an deine eigene Rettung?“

Als bald warf sich Psyche vor ihr nieder und benetzte die Füße der Göttin mit einem Strom von Tränen und flehte sie mit den rührendsten Worten an: „Bei allem, was dir heilig ist, erhabene Göttin, komme der unglücklichen Psyche, die zu dir betet, zu Hilfe! Gestatte mir, mich zwischen diesen Ährenbündeln einige Tage zu verbergen, bis der Zorn der Venus sich etwas gelegt hat und meine erschöpften Kräfte wieder hergestellt sind!“

Ceres erwiderte hierauf: „Deine flehentlichen Bitten rühren mich, und ich möchte dir gerne beistehen, aber ich kann mir meine nahe Verwandte, die gute Venus, nicht zur Feindin machen. Weiche also aus meinem Tempel, es ist mir unmöglich, dir Schutz und Aufnahme zu gewähren! Und rechne dir dies als besonderes Glück an!“

Doppelt traurig machte sich Psyche wieder auf den Weg. Da erblickte sie unten im Tal in einem schattigen Haine einen schön gebauten Tempel, und da sie sich keiner Gottheit Hilfe entgegen lassen wollte, ging sie auf ihn zu. Auf den Türpfosten des Tempels und auf den Zweigen der benachbarten Bäume waren kostbare Weihgeschenke und goldgestickte Gewänder aufgehängt, die verkündeten den Namen der Göttin, der sie geweiht waren.

Psyche trat ins Heiligtum, wischte sich ihre Tränen ab und umschlang den warmen Altar mit ihren Armen: „Gewaltige Schwester

und Gemahlin Jupiters, in welchem deiner zahlreichen Heiligthümer du auch weilest, sei mir in meinem Unglück eine gnädige Helferin! Ich breche zusammen unter der unerträglichen Last meines Elends, darum befreie mich von der steten Furcht vor dem graufigen Verhängnis! Du hilfst ja stets den Frauen, welche in meinem Zustande sind!" Auf dieses Gebet hin trat Juno in der ganzen Majestät ihres Wesens vor Psyche und sagte: „Wie gerne würde ich dir beistehen, aber gegen den Willen der Venus vermag ich es nicht, denn sie ist meine Schwiegertochter, und ich habe sie stets wie mein eigenes Kind geliebt. Auch verbieten die Geseze, daß man entflozene Sklaven wider den Willen des Herrn aufnehme.“

So war Psyche von neuem in ihrer Hoffnung getäuscht und sie verzweifelte jest gänzlich daran, ihren beflügelten Gemahl wiederzuerlangen. „Was für eine Hilfe“, sprach sie zu sich selbst, „könnte mir noch zuteil werden, da mir nicht einmal die mächtigen Göttinnen, obschon sie selbst wollten, Beistand gewähren konnten! Überall bin ich in Schlingen gefangen, kein Dach, kein finsterner Schlupfwinkel kann mich vor den allsehenden Augen der großen Venus retten. Wohlan, so will ich mit männlichem Mute alle Hoffnung von mir werfen und mich der Herrin freiwillig ausliefern; wenn meine Demut auch spät kommt, so besänftigt sie vielleicht noch allein den Zorn der Venus. Ja, vielleicht finde ich sogar den lange gesuchten Geliebten im Hause seiner Mutter!“

So bereitete sie sich nun entweder zur Demütigung oder zum sicheren Verderben vor und ging mit sich zu Räte, wie sie ihre bittende Anrede an Venus beginnen sollte. Diese hatte inzwischen das Suchen nach Psyche satt bekommen und war gen Himmel gefahren. Sie hatte den Wagen anspannen lassen, den ihr einst Vulkan zum Hochzeitsgeschenk gemacht, ein köstliches und künstliches Werk. Von den Tauben, die in großer Anzahl in der Nähe ihrer Wohnung nisten, waren vier weiße zu dem Wagen geflattert: unter spielendem Drehen des schimmernden Halses hatten sie sich das edelsteinschimmernde Joch anlegen lassen, Venus war eingestiegen, und so fuhren sie mit ihrer Herrin aufwärts, begleitet vom Gezwitscher der Sperlinge und

dem süßen Gesange der Singvögel. Wo der Wagen einherfuhr, da verschwanden die Wolken, der Himmel öffnete sich seiner Tochter, und der Äther empfing mit Freuden die schöne Göttin. So kam das gesiederte Gesinde der Venus nicht einmal vor den hinabstoßenden Adlern oder den räuberischen Habichten in Furcht.

Sofort begab sich nun Venus nach Jupiters Herrscherburg, und als sie dort die Hilfe des Merkur für ihr Geschäft auf Erden dringend begehrte, winkte ihr Jupiter mit seinen dunklen Augenbraunen Gewährung. Froh fuhr sie mit Merkur vom Himmel herab und sprach eindringlich zu ihm: „Bruder, du weißt es, daß ich niemals ohne dich etwas vollführte und daß ich schon lange auf Erden nach einer trostigen Dirne suche. Du mußt daher unten bekannt machen, daß ich eine hohe Belohnung für denjenigen aussetze, der sie auskundschaftet. Erlasse das nur recht bald und gib dazu die Kennzeichen Psyches an, damit niemand, der sie etwa aufnehmen sollte, dann sagen könnte, er habe sie nicht gekannt.“ Hierauf übergab sie ihrem Begleiter eine Schrift, in welcher Psyches Name und alles Notwendige genau verzeichnet stand.

Darauf rief Merkur bei allen Völkern und an allen Orten der Welt aus: „Wer die Königstochter Psyche, die der Strafe der Venus verfallen ist, auf ihrer Flucht ergreifen oder ihren Aufenthalt angeben kann, der soll mir augenblicklich Mitteilung davon machen. Den Lohn wird er von Venus selbst erhalten, er besteht in sieben süßen und einem honigsüßen Kusse.“

Natürlich beeiferten sich alle Menschen, diesen Lohn zu verdienen, und Psyche hörte davon und wurde hierdurch in der Ausführung ihres Planes wesentlich bestärkt. Schon war sie vor der Türe der Venus angelangt, als ihr eine von der Göttin Gesinde, die Gewohnheit, begegnete und, sobald sie ihrer ansichtig wurde, laut zu schreien anfang: „So, du nichtswürdiges Geschöpf, erkennst du endlich, daß du eine Herrin hast? Was haben wir für Qualen um dich ausstehen müssen! Vortrefflich, daß du mir in die Hände gefallen bist, die Krebse des Orkus können dich nicht sicherer einfangen. Komm, du sollst das deine empfangen!“

Sofort riß sie die Psyche, die sich nicht wehrte, an den Haaren herbei und schleppte sie so zur Venus. Diese schlug bei ihrem Anblick das laute Gelächter des Zornes auf und rief: „Kommst du endlich zu deiner Schwiegermutter, oder willst du deinen kranken Geliebten suchen? Aber sei ruhig, ich will dich aufnehmen, wie es einer guten Schwiegertochter gebührt! Doch wo sind meine Mägde Kummer und Traurigkeit?“ Beide erschienen, und Psyche wurde ihnen zur Qual überliefert; mit Geißeln und anderen Marterwerkzeugen setzten sie nun der Unglücklichen herzhaft zu und brachten sie dann wieder vor Venus.

„Ha,“ sagte die Göttin, „du willst wohl durch deinen Zustand mein Mitleid erregen? Du willst mich zur glücklichen Großmutter machen? Ja, ich Großmutter in der Blüte meiner Jahre! Und dein Sohn, du niedriges Geschöpf, Enkel der Venus! Merke dir das, daraus wird nichts! Denn die Ehe ist ungültig, sie ist ja auf dem Lande ohne Zeugen und ohne Einwilligung des Vaters geschlossen. Der Knabe, den du bekommen wirst, ist also nicht mein Enkel!“

Mit diesen Worten stürmte sie auf Psyche ein, zerriß ihr das Kleid, zerraupte ihr das Haar und schlug sie ins Gesicht, und dann ließ sie Weizen, Gerste, Hirse, Mohn, Erbsen, Linsen und Bohnen bringen, vermischte das alles zu einem Haufen und sagte: „Hier, du abscheuliches Geschöpf, hier kannst du deine Geduld in der Arbeit beweisen! Sondere diesen Haufen nach den einzelnen Samenarten, bis zum Abend muß das Werk beendet sein.“ Hierauf begab sie sich zu einem Hochzeitsmahle.

Psyche konnte vor Schreck gar nicht Hand anlegen, denn die Aufgabe war nicht zu bewältigen. Eine Ameise hatte das aber mit angehört, und da sie von Mitleid bewegt wurde und die Grausamkeit der Schwiegermutter Psyches verabscheute, so lief sie emsig hin und her und versammelte all ihre Brüder und Schwestern und bat sie, der Gemahlin Amors beizustehen und ihr aus dieser großen Not zu helfen. Diese Bitte wirkte, und bald rannte das ganze sechsfüßige Volk herbei, störte den Haufen auseinander und machte von jeder Samenart einen kleinen Haufen. Dann ging es wieder eiligst nach Hause.

Längst war die Arbeit getan, als Venus vom Mahle zurückkehrte. Berauscht vom Weine und von Balsam duftend und mit schimmernden Rosen geschmückt schritt sie einher; und als sie das Werk vollendet sah, rief sie aus: „Das haben deine Hände nicht getan, sondern jemand, dem du zu deinem und seinem Verderben gefallen hast!“ Darauf warf sie ihr ein Stück Brot vor die Füße und ging schlafen. Cupido aber war während dieser Zeit im innersten Gemach des mütterlichen Palastes eingesperrt und wurde scharf bewacht, um nicht seine Wunde zu verschlimmern oder gar mit seiner Geliebten zu sprechen. So verging den beiden Liebenden unter einem Dache eine schreckliche Nacht.

Raum hatte Aurora ihren Wagen bestiegen, als Venus die Psyche rief: „Siehst du den Hain, der sich an den langgewundenen Ufern des Flusses hinzieht? Dort weiden herrliche, goldfarbige Schafe ohne Hirt. Eile und bringe mir eine Flocke von ihrer schönen Wolle!“ Sogleich gehorchte Psyche, aber sie ging nicht, um den Befehl auszuführen, sondern um durch einen Sturz vom felsigen Ufer in den Wellen ihren Tod zu finden. Als sie aber dahin gelangt war, rauschte ihr das Schilf, welches durch eine Gottheit beseelt worden war, in melodischem Geflüster folgende Worte entgegen: „Unglückliches Mädchen, beflecke nicht meine heiligen Wellen durch deinen Tod und wage nicht, den furchtbaren Schafen am Ufer zu begegnen, solange die Sonne hoch am Himmel steht. Denn sie saugen Blut von ihr, und mit ihren spitzen Hörnern, ihren eisernen Stirnen und giftigen Bissen suchen sie in schrecklicher Wut jeden Menschen zu töten. Bricht jedoch der Abend herein, dann legen sich die Tiere in den kühlen Schatten neben den Fluß, und bis dahin kannst du dich unter jener gewaltigen Platane aufhalten, die mit mir aus demselben Flusse trinkt. Sobald die Wut der Schafe mit der Hitze nachgelassen hat, dann suche im Hain, denn du wirst dort an Stauden und Sträuchern genug goldige Wolle finden.“

So sprach das gute Schilf, und Psyche folgte seinem Rate und brachte am Abend ein Bündel der verlangten Goldwolle zu Venus. Doch die Göttin wurde ihr dadurch nicht günstiger gesinnt, sondern

sprach mit bitterem Lachen zu ihr: „Dazu hat dir doch wieder dein Geliebter verholsten! Jetzt will ich dir aber etwas aufgeben, wozu besonderer Mut und Klugheit gehört. Du siehst dort auf hohem Felsen die Bergspitze. Auf ihr entfließen dunkle Fluten einer schwarzen Quelle, sie stürzen hinab in ein nahes Thal und speisen die stygischen Sümpfe und die schauerlichen Fluten des Kokytus. Dort oben sollst du mitten aus dem Quellsprudel mir dieses Gefäß vollschöpfen.“ Und unter schrecklichen Drohungen überreichte sie ihr einen Krug aus Kristall und ging fort.

Schleunigst machte sich Psyche auf den Weg zum Bergesgipfel, sie glaubte sicher dort ihr kummervolles Leben enden zu können. Als sie aber in die Nähe des Gipfels kam, wurde sie sich der ungeheuren Gefahr bewußt, in der sie schwebte. Denn ein gewaltiger Felsen ragte holprig und unbesteigbar jäh empor, auf welchem oben aus tiefem Schlunde die furchtbare Quelle ausbrach, die sofort nach unten durch eine schaurige Felsenkluft ins nächste Thal stürzte. Links und rechts hausten in Felsenhöhlen entsetzliche Drachen, die ihre Häufe lang hervorstreckten und niemals schliefen, sondern stets ihre furchtbaren Augen geöffnet hielten. Und die Fluten selbst brachten ohne Unterlaß schauerliche Söhne hervor: „Hinweg von hier, was tust du? Was willst du? Wehe dir, entfliehe, du bist verloren!“ Psyche war vom Schreck wie versteinert, und bei lebendigem Leibe verlor sie fast die Sinne und konnte nicht einmal mehr weinen.

Aber die gütige Vorsehung nahm sich des unglücklichen Menschenkindeß an. Der Adler, der königliche Vogel Jupiters, erschien mit ausgebreiteten Schwingen; er hatte sich erinnert, daß ihm einst der Liebesgott beim Raube des Ganymed werkrätige Hilfe geleistet, und so beschloß er, jetzt der Gemahlin des hilfreichen Gottes beizustehen. Er verließ seine Bahn im hohen Äther und wandte sich mit den Worten zu Psyche: „Welche Einfalt beseelet dich! Glaubst du wirklich, aus jener zugleich heiligen und furchtbaren Quelle auch nur einen Tropfen entwenden zu können und überhaupt dorthin zu gelangen? Weißt du nicht, daß den Göttern und selbst dem Jupiter die stygischen Gewässer fürchterlich sind und daß die Himmlischen bei

der Majestät des Styx zu schwören pflegen? Aber gib dein Gefäß her!" Und so faßte er den Krug mit den scharfen Fängen und schwang ununterbrochen sein mächtiges Gefieder zwischen den weitgeöffneten Rachen des entsetzlichen Gewürms, das ihn mit seinen Bissen bedrohte; und dem Wasser, das sich nicht schöpfen lassen wollte und seine unaufhörlichen Drohungen austieß, rief er zu, Venus habe ihm zu schöpfen befohlen, und ihr habe er das Wasser zu bringen. So gelang es ihm, aus der unheilvollen Flut zu schöpfen, und Psyche trug das Gefäß froh zur Venus.

Doch auch hierdurch wurde die Göttin noch nicht besänftigt, im Gegenteil, sie ersann jetzt das Schwerste für die arme Dulderin und sagte: „Du scheinst mir eine ganz gefährliche Zauberin zu sein, da du meine Aufgaben so leicht erfüllt hast. Aber, mein Püppchen, ich will dir doch noch einen artigen Dienst aufgeben! Nimm diese Büchse und begib dich damit in die Unterwelt, in das Reich des Orkus. Dort überbringe sie der Proserpina und sage ihr: ‚Venus läßt dich bitten, ihr etwas von deiner Schönheit zu schicken, und wenn es auch nur für einen einzigen Tag wäre. Denn ihre eigene Schönheit ist bei der Pflege ihres kranken Sohnes völlig daraufgegangen.‘ Komme aber bald zurück, denn ich brauche die Büchse noch, bevor ich in die Götterversammlung gehe. Diese Salbe soll mir recht gut tun.“

Jetzt wußte Psyche, daß ihre letzte Stunde geschlagen habe und daß Venus sie absichtlich ins Verderben schicke; der Weg zum Tartarus und zu den Manen besagte ihr alles. Sie machte sich trotzdem auf den Weg und ging auf einen hohen Turm zu, um sich von dort herunterzustürzen, denn sie glaubte, daß dies der beste Weg in die Unterwelt sei.

Da erbarmte sich sogar der Turm ihrer und sprach: „Warum willst du dich hinabstürzen und so gänzlich bei diesem letzten Dienste versagen? Erst wenn sich dein Geist vom Körper getrennt hat, wirst du den Tartarus aufsuchen, freilich ohne daß du je wieder zurückkehrst. Jetzt höre auf meine Rede! Nicht weit von hier liegt Lazedämon, die edle Stadt von Achaja. Von dort suche das abseits liegende Tánarum auf, wo sich ein Zugang zur Unterwelt befindet; du mußt Manitiús, Mären und Satiren aus dem Lateinischen

durch die Pforte gehen, welche den schwer gangbaren Weg anzeigt, denn die nun folgende Schlucht führt gerade zur Königsburg des Orkus. Freilich darfst du dort nicht mit leeren Händen erscheinen, in jede Hand nimm einen Honigtuchen und in den Mund zwei Geldstücke.

„Hast du einen guten Teil des Wegs zurückgelegt, so begegnet dir ein holztragender lahmer Esel mit einem lahmen Treiber, und dieser wird dich bitten, ihm einige herabgefallene Holzscheite aufzuheben; gehe aber dort, ohne ein Wort zu sagen, vorüber. Bald darauf kommst du an den Totenfluß, wo der Fährmann Charon erst das Fährgeld verlangt und dann erst die Ankommenden ans andere Ufer bringt. Denn auch bei den Toten noch herrscht die Habsucht, und weder Charon noch Pluto tun etwas umsonst, sondern der Sterbende muß erst sein Fährgeld entrichten, und hat er keine Münze zur Hand, so darf er nicht einmal sterben. Gib also jenem schmutzigen Greise als Fährlohn eine der beiden Münzen; er muß sie sich aber selbst aus deinem Munde nehmen.

„Wenn du dann über den trägen Fluß fährst, so wird der Schatten eines verfallenen Greises auf dich zuschwimmen und dich bitten, ihn in das Schiff zu ziehen, doch auch hiergegen bleibe standhaft. Am anderen Ufer wirst du bald einigen alten Weibern begegnen, die sich mit Spinnen beschäftigen; wenn sie dich bitten, auch ein wenig mit Hand an den Rocken zu legen, so laß dich dies ja nicht kümmern, denn alle diese Hinterhalte hat dir Venus in den Weg gelegt, damit du einen von den Rocken verlieren sollst. Glaube aber ja nicht, daß der Verlust eines Rockens für dich nichts bedeute: Ist dir einer abhanden gekommen, dann kannst du nie wieder das Licht des Himmels erblicken, und die Erde ist für dich verloren.

„Nämlich vor dem Trauerpalaste der Proserpina liegt auf der Schwelle ein ungeheurer dreiköpfiger Hund, welcher die Toten, denen er nichts anhaben kann, mit einem fürchterlichen Gebell aus seinem wütenden Rachen empfängt. Er bewacht die leere Burg Plutos, und ihm gib einen der beiden Rocken, so wird er dich ungehindert in die Behausung der Proserpina einlassen. Diese wird dich gütig

aufnehmen und zum Sitzen und Essen nötigen. Das darfst du aber nicht annehmen, sondern du mußt dich auf den Boden setzen und nur um ein Stück Brot bitten. Hast du das gegessen, so richte deinen Auftrag aus, empfange das Gewünschte, gib dem Hunde den zweiten Kuchen, dem habfüchtigen Fährmann das zweite Geldstück und laß dich wieder über den Fluß setzen.

„Hast du das alles getan, so gehe den bekannten Weg zurück, dann wirst du das Heer der himmlischen Sterne wiedersehen. Aber hüte dich vor allem, die Büchse, die du mitbringst, zu öffnen oder nach dem in ihr verborgenen Schatze göttlicher Schönheit neugierig zu schauen, dies würde dich in große Gefahr bringen.“

So ließ sich der weissagende Turm vernehmen. Psyche aber begab sich sofort nach Tanarum, nahm die Münzen in den Mund und die Kuchen in die Hände, betrat den Weg in die Unterwelt, ging an dem lahmen Eseltreiber stillschweigend vorüber, gab dem Fährmann die Münze, achtete nicht auf den Wunsch des schwimmenden Alten, wies die trügerischen Bitten der Spinnerinnen ab, besänftigte dann den Hund mit dem Kuchen und trat ins Haus der Proserpina. Hier wies sie das angebotene herrliche Polster sowie die köstlichen Speisen zurück und setzte sich bescheiden auf den Erdboden, worauf sie das erbetene Brot aß und der Proserpina die Bitte der Venus mitteilte.

Als bald füllte Proserpina heimlich die Büchse mit dem Gewünschten. Psyche nahm sie an sich, bezwang die Wut des Hundes mit dem zweiten Kuchen, gab dem Fährmann das andere Geldstück und legte mit erleichtertem Herzen den Weg nach der Oberwelt zurück. Endlich sah sie das Licht des Himmels wieder, und obwohl sie ihren Auftrag schleunigst zu Ende bringen wollte, wurde ihr Sinn jetzt durch sträfliche Neugier gefesselt: „Töricht wärest du,“ sagte sie zu sich, „wenn du bei dir die Büchse mit Götterschönheit trägst und dir nicht ein wenig davon nähmest, schon um deinem herrlichen Geliebten mehr zu gefallen!“

Raum hatte sie das gedacht, öffnete sie auch schon die Büchse. Aber es war nichts darin und auch keine Schönheit zu sehen, sondern

ein höllischer Schlaf kam hervor, als sie den Deckel geöffnet hatte. Er ergriff die Psyche und teilte sich in einer Wolke von Schlafdünsten allen ihren Gliedern mit, so daß sie auf der Stelle mitten auf dem Wege wie tot hinsiel. Da lag sie unbeweglich, und man konnte denken, sie sei eine schlafende Leiche, nichts regte sich an ihr.

Rupido war unterdessen wieder gesund geworden, und da er die Abwesenheit von seiner Psyche nicht länger ertragen konnte, so entwichte er durch das oberste Fenster des Zimmers, in dem er gefangen gehalten wurde. Seine Flügel hatten durch die unfreiwillige Ruhe mehr Kraft erhalten, und er flog daher schneller als je zu Psyche, befreite sie von dem Schlafe, der sie überfallen hatte, schloß diesen wieder in die Büchse ein und erweckte Psyche durch einen ganz gelinden Stich mit seinem Pfeil. — „Schon wieder“, redete er sie an, „bist du durch deine Neugierde unglücklich geworden! Aber gehe nur jetzt zu meiner Mutter und vollführe deinen Auftrag. Für das übrige will ich sorgen.“ Hierauf schwang sich der Gott in die Lüfte, und Psyche zögerte nun nicht, der Venus das kostbare Geschenk von Proserpina zu übergeben.

Als Rupido aber das mürrische Antlitz der Mutter sah, fürchtete er sich vor der Mäßigkeit, der er übergeben werden sollte, und griff wieder zu seiner alten List. Er schwang sich empor, flog zum Himmel auf und brachte bei Jupiter selbst seine Sache an. Der große Gott griff ihm in die Wange und liebkoste und küßte ihn und sagte: „Du hast zwar niemals meine Ehrenstellung respektiert, sondern meine Brust, in welcher die Geseze der Elemente und der Lauf der Gestirne bestimmt werden, unausgesetzt durch deine Pfeile verwundet und mich in eine Menge von irdischen Liebeshändeln verstrickt. Ja, du hast sogar meinen Ruf aufs Spiel gesetzt, indem ich mich zu Schlangen, zu Feuer, zu wildem Getier, zu Vögeln und zu Herdenvieh verwandelte. Aber ich will es dich nicht entgelten lassen, sondern nur daran denken, daß du unter meinen Händen aufgewachsen bist! So will ich dir alles gewähren, was du erbittest. Hüte dich nur vor Nebenbuhlern, und als Bөгendienst für meine Güte verlange ich nur — das hübscheste Mädchen, das auf Erden weilt. Das sollst du mir beschaffen.“

Als er so gesprochen, befahl er dem Merkur, die Götter alsbald zur Versammlung zu berufen; wer fehle, solle in hohe Geldstrafe verfallen. Deshalb füllte sich auch der Göttersaal bis auf den letzten Platz, und als Jupiter seinen erhabenen Sitz eingenommen hatte, redete er mit tönender Stimme also:

„Ihr wißt alle, ihr Götter, die ihr hier versammelt seid, daß dieser Jüngling unter meinen Händen groß geworden ist. Ich habe beschloffen, dem Feuereifer seiner Jugend den nötigen Zügel anzulegen, denn man spricht ja überall schon von seinen losen Streichen und Liebeshändeln. Ich will ihm nun jede Gelegenheit dazu benehmen und ihm die Fesseln der Ehe anlegen. Er hat selbst schon gewählt, und so möge er seine geliebte Psyche behalten und sich ihrer in Liebe erfreuen!“

Und zur Venus gewendet sprach er: „Betrübe dich nicht, meine Tochter, und fürchte nichts für deine hohe Abstammung, daß nämlich diese Ehe eine irdische werde! Ich will die beiden Gatten gleich machen, so daß die Ehe rechtskräftig wird!“ Und sofort befahl er dem Merkur, Psyche in den Himmel zu entführen. Als sie ankam, reichte er ihr selbst den Becher mit Ambrosia: „Trinke, Psyche, und sei unsterblich! Niemals wird dein geliebter Cupido von dir weichen, eure Ehe sei ewig!“

Als bald wurde das glänzende Hochzeitsmahl gerüstet. Zu oberst saß der junge Gemahl, in seinem Schoß Psyche; darauf Jupiter mit Juno und die übrigen Götter der Reihe nach. Den Becher mit Nektar reichte dem Jupiter sein Mundschenk Ganymed, allen übrigen Bacchus. Vulkan hatte die Speisen gekocht, die Horen hatten mit Rosen und anderen herrlichen Blumen den ganzen Saal geschmückt, die Grazien die Luft mit Balsam erfüllt. Und beim Mahle sangen die Musen ihre schönen Lieder, Apollo wurde auf der Zither begleitet, Venus tanzte mit reizender Anmut nach dem Takte der Musik, während die Musen im Chor ihr Lied sangen, ein Satyr die Flöte spielte und ein kleiner Pan auf der Hirtenpfeife blies.

So wurde Psyche ihrem Cupido in aller Form vermählt, und die Tochter, die sie bald darauf ihrem Manne schenkte, wurde von den Menschen Lust genannt.

Die Novelle von der bösen Stiefmutter

Auf unserer Reise gelangten wir in eine kleine Stadt, wo wir im Hause eines Rittmeisters einkehrten. Und hier in diesem kleinen Orte ereignete sich nach wenig Tagen ein merkwürdiger und entsetzlicher Vorfall, der es, wie ich glaube, wert ist, daß ich ihn hier aufzeichne und der Nachwelt überliefere.

Unser Hausherr hatte einen vorzüglich erzogenen und sehr unterrichteten Sohn, der ein wirklich tugendhafter und bescheidener Mensch war — meine Leser könnten sich glücklich schätzen, wenn ihnen der Himmel einen ähnlichen bescherte. Des jungen Mannes Mutter war längst gestorben. Der Vater hatte wieder geheiratet und von seiner zweiten Frau auch einen Sohn erhalten, der das zwölfte Jahr überschritten hatte.

Die Stiefmutter war im Hause mehr wegen ihrer Schönheit als wegen ihres Charakters angesehen. Entweder war sie von Natur schamlos oder es trieb sie ihr böses Geschick zu einer Schandtath ohne gleichen. Sie warf nämlich die Augen auf ihren Stiefsohn. Nun, mein lieber Leser, es ist keine Komödie, die ich dir hier erzählen will; mache dich vielmehr auf ein ernstes Trauerspiel gefaßt, das auf hohem Rothurn schreitet.

Solange die erste zärtliche Liebessehnsucht das Herz der Stiefmutter erfüllte und auf ihren Wangen nur ein sanftes Rot hervorbrachte, konnte sie sich noch dagegen wehren. Aber bald fing eine unsinnige Liebesglut in ihrem Innern an zu toben, und sie erlag ganz ihrer Leidenschaft. Sie stellte sich krank und verdeckte die Wunde ihrer Seele mit einer angeblichen Krankheit des Körpers.

Jeder weiß, daß Kranke und Liebende äußerlich den gleichen Eindruck machen: das Antlitz der Stiefmutter war blaß geworden und ihre Augen matt, ihre Kniee zitterten, sie schlief unruhig und seufzte beständig. Man konnte denken, daß sie das Fieber habe, und die Ärzte merkten in ihrem Unverstand nicht, daß das heftige Schlagen des Pulses, die große innere Hitze und der unregelmäßig gehende

Atem wie das vielfache Umherwerfen von einer Seite zur andern von der Liebesglut kam.

Endlich war die Leidenschaft in ihr auf das höchste Maß gestiegen, sie mußte das Stillschweigen brechen und ließ ihren Sohn zu sich rufen. Der Jüngling gehorchte dem Wunsche der Mutter sofort und trat mit männlich ernster Stirn in das Schlafzimmer der Eltern. Die Stiefmutter war durch das lange erzwungene Schweigen gänzlich erschöpft, aber beim Anblick des Sohnes stiegen wieder bange Zweifel in ihr auf, und sie verwarf jetzt im Geiste jedes Wort, das sie sich für diesen Augenblick als passend ausgedacht hatte. Ihre weibliche Tugend sträubte sich wieder, und es fehlte ihr das Wort, mit dem sie ihre Anrede an den Sohn beginnen sollte.

Der Jüngling ahnte nichts Schlimmes und fragte daher mit gesenktem Blick nach der Ursache der Krankheit. Jetzt faßte sie Mut, und indem sie unter hellen Tränen ihr Antlitz mit der Decke verhüllte, sagte sie mit zitternder Stimme: „Die Ursache meiner Krankheit, aber auch ihr Heilmittel und mein Schutz bist du allein! Ach, wie tief sind deine Augen durch die meinen mir ins Herz gedrungen! O erbarme dich deiner sterbenden Mutter! Laß keine Rücksicht auf deinen Vater gelten, du wirst ihm durch die Liebe zu mir die Gattin erhalten!“

Der Jüngling erschrak heftig, da er vor dem Gedanken, seinem Vater solche Schande anzutun, geradezu schauderte, aber er war klug genug, seine Stiefmutter nicht durch unzeitige Weigerung heftig zu erzürnen. Er bat sie daher inständig, guten Muts zu sein und vor allen Dingen wieder gesund zu werden; wenn der Vater dann einmal eine Reise antrete, könne sie ja eher zu ihrem Wunsche gelangen. Als er so zu ihr gesprochen, entzog er sich schleunigst ihren unheilvollen Blicken.

Da er in dieser gefährlichen Lage großes Unheil für das ganze Haus vorausah, so vertraute er sich der bewährten Erfahrung seines einstigen alten Erziehers an, und die Beratung beider ergab, daß der junge Mann diesen drohenden Sturm des Unglücks nur durch seine sofortige Flucht beschwören könne.

Aber die Stiefmutter duldete keinen Aufschub, und sie hatte bald einen Vorwand aus der Luft gegriffen, ihren Mann zu einer schnellen Reise nach dem entlegensten seiner Güter zu bewegen. Raun war er abgereist, als das schlechte Weib den Stieffohn aufforderte, sich ihrer Liebe zu ergeben. Der Jüngling wußte sie nun bald unter diesem, bald unter jenem Vorwand hinzuhalten und ihren Anblick zu meiden.

Bald kam sie denn auch hinter den wirklichen Sachverhalt, sie erkannte, daß sie getäuscht werde, und ihre Liebe verwandelte sich nun in einen entsetzlichen Haß. Sofort wandte sie sich an einen nichtswürdigen Sklaven, den sie mit in die Ehe erhalten hatte und der zu allen Schandtaten fähig war, und vertraute ihm ihre Sache an. Beide fanden, daß es das beste sein werde, den jungen Mann zu töten.

Augenblicklich beschaffte der Sklave das am schnellsten wirkende Gift und vermischte es mit Wein, um dem Stieffohn damit das Leben zu nehmen. Während nun die beiden Anholde beratschlagten, wie man ihm das Gift am besten beibringen könne, war der eigene Sohn der Frau, der kurz zuvor mittags aus der Schule gekommen war und soeben gegessen hatte, an jenen Wein geraten. Und da ihn dürstete, so trank er den Becher aus. Das Gift, das für seinen Bruder bestimmt war, ließ nun ihn sofort entseelt zu Boden stürzen. Der Erzieher des Knaben erhob ein jämmerliches Geschrei, so daß die Mutter und die Diener erschreckt herbeistürzten.

Man erkannte alsbald, daß der Wein vergiftet sein mußte, und einer hatte den andern wegen des schandbaren Verbrechens im Verdacht. Nur die entsetzliche Mutter geriet über den Tod des Knaben nicht außer sich. Das Unglück ihres Hauses und der Schmerz ihres Gatten über den Verlust seines Kindes wog nichts bei ihr. Sie benutzte den furchtbaren Vorfall lediglich zur Befriedigung ihrer Rache und schickte einen Eilboten an ihren Mann, um ihn von dem Unglück in Kenntnis zu setzen. Als der unglückliche Vater schleunigst zurückkehrte, erzählte sie ihm mit ruchloser List, daß ihr Knabe durch das Gift ihres Stieffohnes ums Leben gekommen sei.

Das war, genau genommen, richtig, aber sie fügte hinzu, der ältere Bruder habe seinen Stiefbruder deswegen vergiftet, weil sie den stärksten Liebeswerbungen des jungen Mannes sich entzogen habe und standhaft geblieben sei. Der Stiefsohn habe darauf gerast und sie mit dem gezückten Schwert bedroht, daß sie Stillschweigen halten sollte. — Der unglückliche Vater sah, daß er seine beiden Kinder mit einem Male verloren habe: die Leiche des jüngsten Sohnes sollte soeben der Erde übergeben werden und seinen älteren Sohn sah er schon wegen der furchtbaren Vergehen zum Tode verurteilt. Als aber nun das falsche Weib sein Herz mit erheuchelten Klagen und Bitten bestürmte, ergriff ihn gegen seinen älteren Sohn der tödlichste Haß.

Das Begräbniß war eben vorüber. Der Vater schwamm noch in Tränen, und graue Asche bedeckte sein Haupt, da eilte er schon zum Gerichtsplatz. Unter Weinen und fußfälligen Bitten bestürmte er die Richter, furchtbare Rache zu nehmen; denn ohne eine Ahnung von dem entsetzlichen Betrüge seines gottlosen Weibes zu haben, klagte er seinen Sohn des versuchten Ehebruchs, des Brudermords und der tödtlichen Bedrohung seiner Stiefmutter an. Außerordentliches Mitleid und tiefe Entrüstung ergriff die Richter wie das umstehende Volk, alle waren darin einig, daß man bei einem solchen Falle, wo das Verbrechen so offen am Tage lag, auf den gewöhnlichen schleppenden Gerichtsgang verzichten könne: der Unmensch von einem Sohne sollte gesteinigt werden.

Aber der Vorsitzende sah die Sache anders an. Er fürchtete, daß aus einer solchen Nichtachtung der Rechtsformen ein großes öffentliches Ürgerniß entstehen könnte, das für ihn und die bürgerliche Ordnung verhängnisvoll werden mußte. Er bat seine Mitrichter, gewissenhaft vorzugehen, und beschwor die tobende Menge: nach Recht und Sitte der Vorfahren müsse man ordentliches Gericht halten und erst nach genauer Abwägung der beiderseitigen Aussagen das Urtheil fällen; nie dürfe man bei Ausübung des Richteramtes mit der Wildheit der Barbaren oder mit tyrannischer Zügellosigkeit verfahren und einen Angeklagten verurtheilen, ohne ihn zu hören. Mit solchem ungeordneten Verfahren werde man in den jetzigen vor-

trefflichen Friedenszeiten ein für alle Zukunft nur verabscheuungswürdiges Beispiel geben.

Dieser kluge Rat gefiel, und der Herold mußte nun die Richter zur Versammlung berufen. Man nahm die gewohnten Sitze ein, und der Ankläger wurde zuerst vorgefordert. Dann trat auch der Angeklagte auf, und nach altem Rechtsgebrauch wurde den Anwälten bedeutet, bei der Sache zu bleiben und nicht künstliches Mitleid zu erregen.

Nachdem Rede und Gegenrede der Parteien beendet war, gab das Gericht kund, daß so schwere Beschuldigungen nur durch feste Beweismittel, aber nicht durch bloße Verdachtsgründe zu erhärten seien, und es müsse daher der Sklave erscheinen, der den ganzen Hergang mit eigenen Augen angesehen haben wollte. Und so kam dieser Bösewicht, der sich weder durch den Ausgang einer so schweren Verhandlung, noch durch den Anblick der gesamten Richterversammlung, noch durch sein eigenes böses Gewissen abhalten ließ, die abscheulichsten Lügen zu erdichten.

Er sagte: „Der junge Mann ließ mich rufen, da er seine Stiefmutter haßte. Er befahl mir in seiner Rachsucht, seinen Bruder zu töten, wofür ich eine große Belohnung empfangen sollte. Als ich mich weigerte, bedrohte er mich mit dem Tode und gab mir dann das Gift, das er zubereitet hatte, um es seinem Bruder beizubringen. Endlich glaubte er, daß ich mit der Vergiftung zögerte, um ihn zu verraten, und da hat er denn das Gift dem Kinde mit eigener Hand gegeben.“ Als der Schurke diese Aussagen gemacht hatte, schritt man zum Finden des Urteils.

Keiner unter den Richtern hielt es noch mit dem Jüngling, sondern alle hatten sich dafür entschieden, daß er als Missetäter in einen Sack eingenäht und ins Wasser geworfen werden sollte. Schon sollten die Stimmtafeln, die den Jüngling mit Einstimmigkeit zum Tode verurteilten, in die Urne geworfen werden, ein Vorgang, nach dessen Vollzug das Schicksal des Verurteilten unwiderruflich besiegelt war, da der Unglückliche dann sofort den Händen des Scharfrichters übergeben wurde.

In diesem Augenblick trat ein hochbejahrter Richter, ein Mann

von ganz besonderem Vertrauen und ein außerordentlich geschickter Arzt, an die Urne und hielt deren Öffnung mit der Hand zu, damit niemand die verhängnisvolle Stimmtafel hineinwerfen könne. Diese Gebärde begleitete er mit folgenden Worten:

„Ich bin ein alter Mann, und ich freue mich, daß ihr auf meinen Rat etwas gebt. Ich kann unmöglich zugeben, daß an diesem Jüngling, den man mit ganz falschen Beschuldigungen angeklagt hat, ein Mord begangen wird! Und ich kann nicht zugeben, daß ihr, die ihr durch einen Eid gelobt habt, nach Recht und Gesetz zu richten, den Lügen eines nichtswürdigen Sklaven glaubt und einen Meineid auf euch ladet.

„Es ist noch nicht lange her, da kam dieser Schurke mit der Bitte zu mir, ihm ein augenblicklich wirkendes Gift zu bereiten, wofür ich hundert Goldstücke erhalten sollte. Er brauche es für einen Kranken, der an altem und unheilbarem Siechtum entsetzlich leide und sich dadurch von seiner Lebensqual befreien wolle. Der Mensch sprach aber so stotternd und unzusammenhängend, daß ich bald merkte, er habe etwas Böses im Sinne. Doch gab ich ihm schließlich einen Trank.

„Das Geld nahm ich aber nicht ohne weiteres, ich fürchtete die Untersuchung, die kommen mußte. Ich sagte vielmehr zu ihm: ‚Es könnten unter diesen Goldstücken beschnittene oder falsche sein; laß sie also in diesem Beutel und versiegle ihn mit deinem Petschaft, morgen wollen wir zum Wechsler gehen und sie untersuchen lassen.‘ Er ließ sich auch richtig hinters Licht führen und versiegelte den Beutel. Und kaum war jener junge Mann vor Gericht gefordert, so habe ich sofort einen von meinen Leuten eiligst geschickt, um das Geld hierher zu holen. Hier ist der Beutel, und der Schurke mag sein Siegel erkennen! Wie soll der Bruder des Giftmordes beschuldigt werden können, wenn der Sklave von mir das Gift gekauft hat?“

Auf diese Worte besiel den Bösewicht ein schreckliches Zittern, und eine furchtbare Totenblässe trat auf sein eben noch blühend aussehendes Gesicht; kalter Schweiß zeigte sich auf allen seinen Gliedern. Bald bewegte er seine Beine unruhig hin und her, bald kratzte er sich am Kopfe, bald murmelte er allerlei sinnloses Zeug mit halbgeschlossenem Munde. Jedermann sah, daß er schuldig war.

Indes gewann er bald wieder die Herrschaft über sich und damit seine alte Verschlagenheit. So leugnete er alles hartnäckig ab und bezichtigte den Arzt der Lüge. Dieser bedauerte aufs tiefste, daß die Heiligkeit des Gerichts und sein eigener Ruf auf dem Spiele stehe, und er gab sich daher die größte Mühe, den Bösewicht zum Geständnis zu bewegen, bis endlich auf Befehl des Gerichts die Hände des Sklaven untersucht wurden, an denen man einen eisernen Siegelring fand. Das Petschaft des Ringes verglich man mit dem Siegel auf dem Geldbeutel, und da beides völlig übereinstimmte, wurde der Verdacht gegen ihn wesentlich verstärkt.

Nun brachte man das Rad und die Folterbank herbei, wie es im griechischen Strafprozeß Sitte ist, aber die Marterwerkzeuge machten nicht den geringsten Eindruck auf ihn; und als sogar Geißel und Feuer angewendet wurde, blieb er gänzlich ungerührt und ließ sich keinerlei Geständnis abringen.

Da trat der alte Arzt wieder hervor und sagte: „Ich werde auf keinen Fall dulden, daß dieser unschuldige Jüngling ungerechter Strafe verfällt und dieser Bösewicht mit Verhöhnung unseres Gerichts der verdienten Strafe entgeht. Ich will nun den untrüglichen Wahrheitsbeweis antreten. Als nämlich der Schurke das am schnellsten wirkende Gift von mir forderte, hielt ich es mit der Ehre meines Standes für unvereinbar, jemandem ein Mittel für den sofortigen Tod in die Hände zu geben. Denn ich meine, daß die Arzneikunst für das Heil, aber nicht für den Tod der Menschen geschaffen ist. Und ich fürchtete, durch meine Weigerung den Menschen in Wut zu versetzen und auf den Weg des Verbrechens zu drängen. Denn ich war überzeugt, daß er sich sofort das tödliche Gift anders woher verschaffen oder daß er schließlich mit dem Schwert oder einer andern Waffe das begonnene Verbrechen zum entsetzlichen Ende führen würde.

„Ich gab ihm daher nur ein Schlafmittel, nämlich Uraum, der ein untrügliches und allbekanntes Mittel ist, einen todähnlichen Schlaf herbeizuführen. Aber der Bösewicht kennt in seiner Verzweiflung die Strafe, die ihn nach uraltem Rechte treffen muß, recht gut, und er will daher lieber die Folterqualen ertragen, als dem Tod ins

Angeſicht ſehen. Wenn der Knabe alſo wirklich von meinem Franke erhalten hat, ſo iſt er noch am Leben, er ruht und ſchläft nur. Man verſuche ihn aus dem ſchweren Schlaf zu erwecken, und er wird ſofort wieder das Licht erblicken. Iſt er aber wirklich tot, ſo müſſen noch andere Urſachen hinzugekommen ſein.“

Lauter Beifall erſcholl auf dieſe Rede des alten Mannes, und in der größten Eile brach man zu dem Grabe auf, worin der Körper des Knaben beigesetzt war. Niemand ſchloß ſich aus, die Richter wie die Vornehmen in der Stadt und auch die Leute aus dem gewöhnlichen Volke — alles wurde von einem inneren Gefühl getrieben, bei dieſem wunderſamen Ereigniſſe Zuſchauer zu ſein.

Der Vater ſelbſt hob den Sargdeckel mit ſeinen Händen empor, und als er an dem Knaben gerüttelt hatte, da wich der todähnliche Schlaf, und der Vater konnte ſein vom Tode zurückkehrendes Kind in ſeine Arme ſchließen. Er nahm den wiedergefundenen Sohn und zeigte ihn unter Worten der freudigſten Aufregung dem umherſtehenden Volke. Dann wurde der Knabe, den noch die Leichentücher umgaben, im höchſten Triumph zum Gericht getragen, wo die Sitzung aufs neue begann.

Jetzt wurden die Schandtaten des ruchloſen Sklaven und der verruchten Stiefmutter klar, und die volle Wahrheit kam an den Tag. Das unnatürliche Weib wurde mit lebenslänglicher Verbannung beſtraft, der Sklave ans Kreuz geſchlagen. Dem guten Arzte aber wurde auf allgemeines Verlangen der Beutel mit Gold als wohlverdienter Lohn für den Schlaftrunk gelaffen. So hat dieſe berühmte und merkwürdige Geſchichte jenes Vaters einen Ausgang genommen, der das Walten der göttlichen Vorſehung ſo deutlich erkennen läßt. Der Rittmeiſter war ſoeben noch ſeiner Kinder beraubt geweſen und nach dem Verlauf von wenigen Minuten ſah er ſich wieder im glücklichen Beſitz ſeiner zwei Söhne.



UNIVERSITÄT DÜSSELDORF





II. Aus den Satiren des Petronius Arbitr



ch konnte — so erzählt Entolprios beim Gastmahl des Trimalchio — nun nichts mehr genießen, sondern wandte mich an meinen Nachbar und fing, um möglichst viel zu erfahren, ein weitläufiges Gespräch mit ihm an. Auf meine Frage, wer die Frau sei, die unablässig mit der größten Emsigkeit umherlief, sagte er nur: Das ist Trimalchios Frau Fortunata, die das Geld mit Scheffeln

mißt. Und was war die noch vor kurzem? Dein Genius möge mir verzeihen, aber keinen Bissen Brot hättest du aus ihrer Hand nehmen mögen! Jetzt — wie und warum weiß ich nicht — ist sie gar hoch gestiegen und gilt dem Trimalchio als sein ein und alles. Um es kurz zu sagen, wenn sie am hellen Mittag will, daß es finstere Nacht sein soll, er glaubt es ihr sicher. Er, der weiß überhaupt nicht, wie viel er hat, er ist geradezu steinreich. Aber sie! Ich sage dir, dieses Weibsbild sieht alles, du hältst es gar nicht für möglich. Sie ist nüchtern, mäßig und voll von Klugheit und Verstand, aber sie hat eine böse Zunge; wie eine Elster. Wen sie mag, den mag sie, aber wer ihr zuwider ist, den hat sie gründlich im Magen.

Trimalchio hat Güter, sag' ich dir, so weit wie die Gabelweihen fliegen; der sitzt geradezu in den Geldsäcken. In der Kammer seines

Vorwärters, da liegt mehr Silber, als irgend jemand überhaupt im Vermögen hat. Und die Sklaven! Poß Wetter! Ich glaube nicht, daß der zehnte Teil von ihnen seinen Herrn kennt! Kurz, ich sage dir, der Mann ist imstande einen jeden der hier anwesenden Laffen in ein Rautenblatt einzuwickeln.

Und du kannst mir glauben, er ist so begütert, daß er gar nichts zu kaufen braucht. Ihm wächst auf seinen Gütern alles zu: Wolle, Pomeranzen, Pfeffer; ich glaube, du findest Hühnermilch bei ihm, wenn du sie suchst. Denke dir nur, einmal war ihm die Wolle nicht gut genug, die seine Schafe gaben. Was macht er? Er läßt von Tarent Widder kommen, um seine Tiere damit zu veredeln! Um echt attischen Honig zu erhalten, ließ er Bienenstöcke von Athen holen; und ich bin fest überzeugt, die hiesigen Bienen werden durch die fremden eine Verbesserung in der Zucht erfahren.

Ja, denke dir, noch in den letzten Tagen gab er den Auftrag, Samen von Champignons für ihn aus Indien zu besorgen; da bleibt einem doch der Verstand stillestehen! In seinen Ställen hat er kein Maultier stehen, das nicht von einem echten Wildesel abstammt. Sieh dir hier nur die Menge von Kissen an, da ist keines darunter, das nicht echt purpurne oder scharlachene Polsterung hätte. So ein Glückspilz ist das! Aber seine Mitfreigelassenen sind auch nicht ohne, sag' ich dir! Die wissen auch etwas vom Tausendgüldenkraut!

Du siehst wohl den Mann dort, der zu allerunterst liegt? Der hat heute seine Achtthunderttausend. Und der hatte rein gar nichts! Vor kurzer Zeit mußte er noch Holz tragen. Aber der hat auch, wie man sagt — ich weiß es natürlich nicht, ich hab's nur so reden hören — einem Schatzgeiste die Kappe nehmen können, und dann hat er natürlich leicht einen Schatz gefunden. Ich bin übrigens nicht neidisch, ich gönne jedem, was ihm das Geschick gegeben hat, aber dem merkt man den Freigelassenen noch zu sehr an, und er tut des Guten etwas viel. So hat er erst kürzlich angeschlagen: „Pompeius Diogenes vermietet vom 1. Juli ab seine bisherige Wohnung, denn er hat sich vor kurzem ein Haus gekauft.“

Und was glaubst du von dem Burschen, der dort auf dem

Platze des Freigelassenen liegt? Der hat für sich zu sorgen gewußt! Ich werfe ihm aber damit nichts vor. Der hat einmal seine runde Million gehabt, aber es dauerte nicht lange, da stand es wacklig mit ihm. Ich glaube, ihm gehören jetzt nicht die Haare auf dem Kopfe mehr. Und der arme Kerl ist nicht einmal schuld daran, nein, nur die infamen Freigelassenen. Das sind dir Subjekte! Die haben alles an sich gebracht, was ihm gehörte. Du mußt nämlich wissen, viele Halunken zusammen ruinieren einen Mann, und wenn die Sache erst anfängt schief zu gehen, dann empfehlen sich die Freunde gehorsamst.

Und was für ein anständiges Geschäft hat der Mensch erst be-
fessen, ehe er so herunterkam! Er war nämlich Leichenbesorger, und zu essen wußte der, wie es mancher Fürst nicht kann: bei ihm gab's richtige Eber in der Decke, feine Konditorwaren und Geflügel; er hatte seine Röhre und Konditoren in der Küche. Bei seinen Gelagen floß mehr Wein unter den Tisch, als mancher im Keller hat. Ich sage dir, bei ihm war die reine Pracht, das ging fast über menschliche Verhältnisse. Zuletzt, als er sich in seiner schwierigen Lage gar keinen Rat mehr wußte und er fürchtete, daß ihm die Gläubiger allen Kredit entziehen würden, da hat er noch einen guten Witz gemacht. Er kündigte nämlich mit den Worten Auktion an: „Julius Proculus will seine überflüssigen Sachen unter den Hammer bringen.“ Das ist doch reizend!

Nachdem dieser Gang vorüber war, hatte Trimalchio im Nebenzimmer etwas zu tun. So waren die Gäste auf einige Zeit von seiner Gegenwart befreit und konnten nun schwätzen, wie sie wollten.

Dama fing an: „Mit dem Tage ist es doch jetzt gar nichts, im Augenblick wird es Nacht. Am besten ist es, wenn man jetzt aufsteht, sich gleich zu Tische zu setzen. Und diese nette Kälte, die wir jetzt haben! Na, ich sage, ich bin kaum im Bade warm geworden. Ha, ein Glas Punsch, das ist jetzt der beste Winterroß. Ich sage euch, ich habe gleich aus dem Krüge getrunken, ich bin voll! Der Wein ist mir gut zu Kopfe gestiegen!“

Seleukus fuhr fort: „Ich gehe freilich nicht jeden Tag ins
Manitius, Mären und Satiren aus dem Lateinischen

Bad. Das Bad kommt mir wie ein Walker vor, das Wasser hat ordentlich Zähne und mein Herz schmilzt täglich mehr. Aber wenn man so ein Töpfchen Met ausschlärfst, da kann man der Kälte ein Schnippchen schlagen. Na, heute konnte ich wirklich nicht baden, ich ging nämlich bei ein Begräbnis. Ach, das war ein netter Kerl, der gute Chrysanthus, nun hat er seine Seele ausgeblasen. Und vor ganz kurzer Zeit hat er mich noch begrüßt; es ist mir, als ob er mit mir spräche!

„Ha, wir Menschen wackeln doch herum wie aufgeblasene Schläuche, elender als die Fliegen sind wir. Aber Fliegen, die haben doch noch ein bißchen Kraft, wir sind so schwach wie die Wasserblasen. Und wenn der arme Kerl nur nicht so enthaltsam gewesen wäre! Seit fünf Tagen hat er keinen Schluck Wasser und keinen Bissen Brot genommen! Er geht dahin, wo viele sind.“

„Den haben die Ärzte auf dem Gewissen, vielleicht auch sein vermaledeites Geschick. Aber das war ein feines Begräbnis! Ein wirkliches Totenbett und eine noble Decke! Beklagt wurde er gut, er hatte nämlich einige freigelassen. Aber sein Weib klagte wie eine falsche Kaze. Und was wäre die ohne ihn gewesen! Ich glaube, die Weiber sind eine Art Geier! Man soll nur keinem nicht etwas Gutes tun, das ist doch in den Brunnen geworfen. Aber alte Liebe ist wie der Krebs.“

Ganymedes meinte: „Ihr schwazt doch, was kein Mensch verstehen kann! Um die Brotpreise kümmert ihr euch gar nicht. Weiß Gott, ich habe heute noch keinen Bissen Brot erwischen können! Und wie die Trockenheit anhält! Schon das ganze Jahr gib't's Hungersnot. Der Teufel mag die Äbilen holen, die immer mit den Bäckern unter einer Decke stecken; dort heißt es: ‚Hilf mir, ich helf' dir wieder'. Darunter muß das arme Volk doch leiden!“

„Die Großen haben freilich alle Tage die Backen voll! Ei, wenn wir noch die Löwen hätten, die ich hier fand, als ich zuerst aus Asien kam! Das war ein Leben! Da hat man was von Ohrfeigen gesehen. Ich besinne mich noch auf den Sabinus. Er wohnte damals am alten Bogen, wie ich noch ein Junge war.“

„Das war der reine Pfeffer, fast kein Mensch! Glaubt mir's, wo der ging, da brannte die Erde unter ihm. Aber sonst ein gerader, tüchtiger Kerl; eine ehrliche Haut, man konnte mit ihm im Finstern ‚Finger erraten‘ spielen. Wenn der auf dem Forum sprach, da wuchs seine Stimme zum Trompetenton an. Und er schwitzte dabei nie und spuckte auch nicht aus. Für jeden Gruß dankte er freundlich und nannte jeden beim Namen, ganz wie unsereins.

„Damals war das Korn überhaupt nichts wert, ein Groschenbrot konnten zwei Männer beim besten Willen nicht aufessen; und jetzt ist es kleiner als ein Ochsenauge! Jeden Tag wird's schlechter, und unsere Kolonie geht zurück wie ein Kalbschwanz.

„Natürlich, wir haben ja einen Adil, der nicht drei Heller wert ist, jeder Groschen gilt ihm mehr als unser Leben! Der pflegt sich freilich zu Hause, jeden Tag nimmt er mehr ein, als mancher im Vermögen hat. Ich weiß auch, woher er die tausend Golddenare kürzlich erhielt. Wenn wir nur ein bißchen mehr Mut hätten, so sollte es schon anders sein. Das Volk muß jetzt zu Hause Löwen fressen, draußen Füchse.

„Was mich betrifft, so hab' ich schon meine paar Lumpen aufgegessen, und wenn die Teuerung andauert, muß ich mein Gürtchen verkaufen. Was soll denn noch werden, wenn sich weder Götter noch Menschen der Kolonie erbarmen? Niemand glaubt ja, daß der Himmel noch Himmel ist, niemand hält Fasten, niemand kümmert sich um Jupiter, sondern jeder zählt mit zugemachten Augen sein Geld. Früher gingen die Weiber freilich reinen Sinnes in der Stola mit bloßen Füßen und offenem Haar auf den Hügel und baten den Jupiter um Wasser, und da goß es gleich kannenweise, und die Menschen kamen wie die nassen Mäuse von der Bittfahrt zurück.“

Vorher war ein ganzes Schwein auf den Tisch gesetzt worden. Jetzt nahm der Koch ein Messer und vorsichtig schnitt er hier und da in den Leib des Tieres. Und als die Schnitte sich durch den schweren Inhalt des Leibes erweiterten, stürzte eine Menge von Brat- und Blutwürsten heraus. Alle Anwesenden äußerten ihren Beifall und riefen: „Heil dem Gajus!“ Der Koch wurde dann noch durch

einen Trunk geehrt, und er erhielt einen silbernen Kranz sowie einen Becher auf einem Untersatz von korinthischem Erz.

Als der Rhetor Agamemnon dieses Kunstwerk näher betrachtete, sagte Trimalchio: „Ich bin es, der allein echt korinthische Erzsachen besitzt.“ Ich glaubte nun, daß er bei seiner gewöhnlichen Aufgeblasenheit sagen würde, er habe diese Gegenstände sich unmittelbar aus Korinth kommen lassen. Es kam aber noch besser.

Er sagte nämlich: „Du wunderst dich vielleicht darüber, daß ich allein echt korinthische Bronze besitzen soll. Aber die Sache ist richtig, denn du mußt wissen, daß der Fabrikant, bei dem ich kaufe, Korinthus heißt. Was kann man also korinthisch nennen außer dem, was von einem Korinthus kommt?

„Und ihr sollt mich nicht etwa für einen Einfaltspinsel halten, ich weiß nämlich sehr wohl, woher diese korinthische Bronze eigentlich stammt. Als Troja eingenommen war, hat Hannibal, dieser erzschlaue Kerl und große Halunke, alle Bildsäulen aus Erz, Gold und Silber, die sich in der Stadt fanden, auf einen großen Haufen bringen und anzünden lassen. So hat sich das ganze Zeug miteinander verbunden, das reine Mischergz. Von dieser großen Masse holten sich nun die Metallarbeiter, und daraus verfertigten sie Näpfe und Schüsseln und kleine Bildsäulen. Nun wißt ihr's, wie die korinthische Bronze entstand, da ist alles zugleich darin, und es ist weder das noch jenes allein. Ihr nehmt es mir aber wohl nicht übel, wenn ich euch sage, daß ich die Glasgefäße noch lieber habe, die riechen wenigstens nicht. Wenn das Glas nicht so zerbrechen wollte, würde es mir überhaupt lieber sein als das Gold; jetzt ist es freilich für mich viel zu billig, ich kann mir bei meinem Gelde nichts daraus machen.

„Aber ich will euch was erzählen. Es hat einmal ein Glasarbeiter gelebt, der stellte eine Glaschale her, die unzerbrechlich war. Er drang mit diesem kostbaren Geschenke bis zum Kaiser vor, und als er die Schale dem Herrn überreichen wollte, ließ er sie absichtlich auf den Fußboden fallen. Der Kaiser erschrak darüber beinahe zu Tode, der Mann aber hob die Schale ruhig von der Erde auf.

„Da zeigte es sich, sie war nur etwas verbogen, als wäre sie aus Erz gewesen. Und vor den Augen des Kaisers zog der kunstreiche Mann einen kleinen Hammer aus der Tasche und machte langsam und vorsichtig den Schaden wieder gut. Als das geschehen war, glaubte der Mann schon den Thron Jupiters erklimmen zu haben, namentlich da ihn der Kaiser fragte: ‚Sage mir, weiß denn noch jemand anders von solcher Glasmacherkunst?‘

„Nun paßt auf, jetzt kommt das Beste. Nämlich als der Mann mit ‚nein‘ geantwortet hatte, ließ ihn der Kaiser einen Kopf kürzer machen; denn wenn das Geheimnis bekannt geworden wäre, so müßte man ja das Gold für Dreck achten.

„Aber das muß ich euch sagen, auf Silber bin ich wie veressen. Denkt, ich habe Humpen, die etwa ein Achtelhektoliter fassen. Darauf sind feine Bilder zu sehen, nämlich wie Kassandra ihre Söhne tötet, die Jungen liegen nur so da, als wenn sie leibhaftig lebten. Auch hab' ich tausend silberne Henkelschalen, die Mummius meinem früheren Herrn vermacht hat; darauf könnt ihr den Zauberkünstler Dädalus sehen, wie er eben die Niobe ins trojanische Pferd einschließt. Auch besitze ich die famosen Kämpfe der Gladiatoren Hermeros und Petrahites auf Humpen, die ein ordentliches Gewicht haben. Und das will ich meinen, meine Kennerchaft, die möchte ich um die größte Summe Geldes nicht eintauschen.“

(Ein Streit zwischen zwei Gästen war vorhergegangen.) Schon wollte Askyltos mit einem derben Schimpfwort antworten, aber Trimalchio freute sich über die Beredsamkeit seines Mitfreigelassenen und rief: „Wollt ihr gleich aufhören zu zanken! Nur hübsch ruhig! Und du, Hermeros, schone den jungen Mann! Dem ist das Blut heiß geworden, du mußt der Vernünftige sein. In solchem Streite siegt stets derjenige, welcher nachgibt.

„Laßt uns lieber heiter und vergnügt sein, denn jetzt kommen die Rhapsoden.“ Und wirklich trat alsbald eine Schar von Griechen und Trojanern ein, und man hörte die Schilde und Lanzen zusammenschlagen. Trimalchio setzte sich auf sein Polster, und während jene Homerdarsteller in griechischen Versen ihr Stück spielten, wie sie es

unverschämterweise zu tun gewöhnt sind, las er mit tönender Stimme aus einem lateinischen Buche vor.

Raum war in der Handlung eine Pause eingetreten, da sagte er: „Wißt ihr auch, was sie für ein Stück spielen? Ich weiß es, darum laßt es euch sagen! Diomedes und Ganymedes waren zwei Brüder und hatten eine Schwester Helena. Agamemnon raubte die Helena und schob statt dieser der Diana eine Hirschkuh unter. So erzählt es euch jetzt hier Homer, wie die Trojaner und Parentiner (Bewohner einer kleinen Stadt Istriens) gegeneinander kämpften. Agamemnon siegte nämlich und gab seine Tochter Iphigenia dem Achilles zur Frau. Deswegen ist jetzt Ajax hier in Raserei geraten, und er wird euch sofort die Szene erklären.“

Als Trimalchio das gesagt hatte, stimmten die Homerdarsteller ein lautes Geschrei an, und unter fortwährendem Hin- und Hereilen der Sklaven wurde ein ganzes gesottenes Kalb hereingebracht. Es hatte einen Helm auf dem Kopfe sitzen und lag auf einer Silberschüssel, die fast anderthalb Zentner schwer war.

Hinter dem Kalbe tobte Ajax her und hieb, als wäre er von Sinnen, mit gezücktem Schwert darauf ein, und nachdem er das Kalb bald mit flachen bald mit scharfen Hieben in Stücke zerhauen hatte, spießte er die Stücke mit dem Schwerte auf und verteilte so das ganze Tier unter die Anwesenden, die sich nicht wenig darüber wunderten.

Aber man hatte nicht lange Zeit, diese witzigen Überraschungen anzustauen, denn mit einem Male erkrachte die Decke, und der ganze Saal begann zu erdröhnen. Ich sprang sofort erschrocken auf und fürchtete, daß von der Decke her irgend ein Equilibrist heruntersteigen werde, um sich mit seinen Künsten zu produzieren.

Nicht weniger erstaunten die übrigen Gäste, sie reckten ihren Kopf empor und spannten darauf, was sich da wohl Neues vom Himmel ankündigte. Und plötzlich öffnete sich die Deckenlage und ein ungeheurer Reifen senkte sich herab, der von einem riesengroßen Faß abgeschlagen sein mußte und an welchem rund im Kreise herum goldene Kränze und kostbare Salbenfläschchen mit duftendem Inhalt

hingen. Man hieß uns nun, diese Dinge als Geschenk in Empfang zu nehmen, und ich sah dann wieder nach dem Tisch.

Dort war inzwischen ein Speisebrett mit Kuchen hingesezt worden. In der Mitte befand sich eine große Figur, die vom Konditor eigens verfertigt worden war und in ihrem weiten Umfang in gewohnter Weise allerhand Früchte und Trauben beherbergte. Wir streckten sofort begierig die Hände danach aus, es waren indes nur künstliche Früchte. Doch die Heiterkeit der Gäste litt darunter nicht, sie wurde im Gegenteil durch einen neuen Scherz erhöht, denn alle Kuchen und die sämtlichen Früchte ließen bei der geringsten Berührung Safran fahren, und bis zum Munde schoß diese so lästig werdende Flüssigkeit auf uns zu. Wir erhoben uns aber alle, denn wir glaubten, daß der Gang, welcher mit so geweihter Flüssigkeit getränkt war, ein heiliger sein müsse, und wir riefen: „Heil und Glück dem Kaiser, dem Vater des Vaterlandes!“ Einige von den Gästen griffen aber doch nach den Früchten, als dieser Weiheakt vorüber war, und füllten die mitgebrachten Tücher. Ich tat dies ganz besonders, denn ich glaubte, daß ich für meinen lieben Giton gar nicht genug einstecken könne.

Als sich nun alle Tischgenossen „gesegnete Mahlzeit“ gewünscht hatten, wandte sich Trimalchio an Nikeros und sagte: „Höre, Freund, du warst doch sonst beim Essen liebenswürdiger! Du schweigst ja heute und redest keinen Ton. Ich bin heute so fröhlich, rede doch von der Leber weg.“

Nikeros meinte darauf: „Ich will alles einbüßen, wenn ich nicht bald vor Freude zerplaze, daß du so fröhlich bist. Ich hätte schon etwas Hübsches zu erzählen, wenn ich nicht fürchten müßte, daß mich diese gelehrten Narren dort auslachen. Aber ich will erzählen, mir tut's ja nichts, wenn sie lachen.“ Und so erzählte er folgendes: „Als ich noch Sklave war, bewohnten wir ein ganz kleines Gut, jest gehört das Haus der Gavilla. Dort liebte ich die Frau des Schenkewirts; ihr kanntet ja die dicke Nudel, die Melissa aus Tarent, dieses Prachtmensch! Und ich liebte sie weniger wegen ihres guten Aussehens, als weil sie eine hübsche Art hatte. Erbat ich von ihr etwas, erhielt

ich's gewiß. Hatte sie einen Groschen, bekam ich sicher die Hälfte davon, und was ich hatte, gab ich ihr zum Aufheben; sie blieb mir immer treu.

„Als ihr Mann starb, wollte ich zu ihr, es mochte biegen oder brechen, denn wahre Freunde erkennt man erst in der Not. Zufällig war ihr Herr gerade nach Tarent fort, um altes Gerümpel zu verkaufen. Die Gelegenheit war daher günstig, und ich forderte unsern Wohnungsgefährten auf, er möchte mich bis zum fünften Meilenstein begleiten. Das war ein Soldat, der sich vor der Hölle selbst nicht fürchtete.

„Beim ersten Hahnenschrei drückten wir uns, der Mond schien so hell, als ob es Mittag wäre. Endlich gelangten wir zum Kirchhof, mein Begleiter versteckte sich hinter eine Grabsäule, und ich sang ein Lied und zählte die Säulen. Als ich dann nach dem Soldaten blickte, hatte dieser sich seiner Kleider entledigt und sie auf den Weg gelegt.

„Ich sage euch, bei diesem Anblick war mir die Seele in die Nase gefahren, und ich zitterte wie Espenlaub. Der aber machte eine Beschwörung, und plötzlich war er ein Wolf geworden. Denkt nicht etwa, daß ich mit euch scherze, beileibe nicht. Und der Wolf fing an zu heulen und suchte eilends den Wald zu erreichen.

„Ich wußte erst gar nicht, wo ich eigentlich war, der Verstand war mir stillstehen geblieben. Da sehe ich auf die Kleider am Boden, und als ich sie aufheben wollte, waren sie zu Stein geworden. Wer sollte da nicht in seiner Todesangst umkommen?

„Ich zog aber mein Schwert und habe auf dem ganzen Wege damit in die Dunkelheit gehauen, bis ich am Hause meiner Freundin ankam. Wie ein Gespenst trat ich bei ihr ein. Meine Seele hatte ich fast ausgeblasen. Dicke Schweißtropfen rannen mir über die Backen, meine Augen waren die eines Toten. Nur langsam und mit großer Mühe wurde ich wieder lebendig.

„Melissa wunderte sich, daß ich zu so ungewohnter Stunde komme, und sagte: ‚Wärest du früher gekommen, so hättest du mir helfen können. Nämlich ein Wolf ist in unser Gut eingebrochen und hat alle Schafe getötet. Wie ein Fleischer hat er ihnen das Blut ab-

gezapft. Dann entfloß er, denn ein Sklave hat ihn mit einem Speer in den Hals getroffen.' Als ich das gehört, war es bei mir mit jedem Schläfe vorbei, vielmehr eilte ich, als es Tag geworden war, spornstreichs nach Hause.

„Als ich an den Ort kam, wo die versteinerten Kleider gelegen hatten, fand ich nichts weiter als Blut auf dem Erdboden. Zu Hause lag der Soldat im Bett wie ein Stier, und ein Arzt war da, um ihm den verwundeten Hals zu heilen. Nun wußte ich genau, daß dieser Mensch ein Währwolf war. Ich hätte später in seiner Gesellschaft kein Stück Brot mehr essen können, auch wenn mein Leben davon abhing. Mögen andere sehen, was sie von der Geschichte denken; aber ich will verdammt sein, wenn ich euch etwas vorgelogen habe, ich habe die reine Wahrheit gesagt.“

(Während des Mahles war in der Weinhitze eben ein lebhafter Streit zwischen Trimalchio und Fortunata ausgebrochen, und die Frau hatte ihrem Manne nicht die artigsten Dinge gesagt.) Nun wurde Trimalchio durch die Schimpfreden seiner Frau hisig und warf ihr einen Becher an den Kopf. Sie schrie auf, als ob sie ein Auge verloren hätte, und bedeckte mit ihren zitternden Händen das Gesicht. Scintilla, die Frau des Steinmetzen Habinnas, die kurz zuvor mit ihrem Manne in den Saal getreten war, wurde darüber aufgeregt und bedeckte die vor Zorn zitternde Frau mit einem Teil ihres Gewandes, und ein dienstfertiger Knabe, wegen dessen der Streit entstanden war, hielt ein kleines Gefäß mit kühlender Flüssigkeit an ihre Backe.

Fortunata beugte sich über ihn und fing kläglich an zu seufzen und zu weinen. Da fing Trimalchio an zu wettern: „Was denn, weiß diese Bänkelsängerin etwa nicht mehr, daß ich sie aus ihrer Sklavenbude herausgeholt und zu einem Menschen gemacht habe? Ja, sie bläst sich noch auf wie ein Frosch, und sie spuckt nicht einmal aus (um die Nemesis abzuwenden); sie ist ein Klotz, aber kein Weib!

„Allerdings, wer in einer Hütte geboren ist, der träumt nicht vom Palast! Aber, so mir mein Schutzgeist gnädig ist, diese gestiefelte Rassandra will ich schon zähmen! Wie konnte ich nur ein

solcher Esel sein und dies Weib heiraten! Ich hätte zehn Millionen erheiraten können, du weißt, daß ich nicht lüge! Nämlich Algatho, der Salbenhändler von der Hausbesitzerin nebenan, der führte mich einmal beiseite und sagte mir: „Du wirst doch dein Geschlecht nicht mit dir untergehen lassen wollen?“

„Aber ich natürlich, ich guter, dummer Kerl, der nicht leichtsinnig erscheinen will, ich habe mir selbst mit der Axt ins Bein geschlagen! Warte nur, ich will dafür sorgen, daß du mich noch mit den Nägeln aus der Erde kraxen wirst. Ja, du sollst sofort einsehen, was du dir angetan hast! Habinnas, du wirst ihre Statue nicht auf meinem Grabmonument aufstellen, ich will wenigstens im Tode keinen Zank mehr haben. Ja, damit sie weiß, daß ich ihr auch Leid antun kann, sie soll mich, wenn ich tot bin, nicht küssen dürfen.“

Nachdem dieser Donner ausgetobt hatte, bat Habinnas den Trimalchio, nicht mehr zu zürnen, und sagte: „Jeder von uns hat Fehler. Wir sind doch Menschen und keine Götter.“ Auch die weinende Scintilla sprach ihm so zu und nannte ihn Gajus und bat ihn bei seinem Genius, von dem furchtbaren Zorne abzulassen.

Da brach auch er in Tränen aus und sagte zu Habinnas: „Ich bitte dich, mögest du deine Habe genießen, wie du willst, aber wenn ich jetzt etwas Unrechtes getan habe, so erlaube ich dir, mir allen Schimpf anzutun. Ich habe diesem vortrefflichen Jungen doch nichts Unrechtes zugefügt, sondern ich habe ihn gern. Er kann schon mit zehn dividieren und liest ein geschriebenes Buch. Er hat sich von seiner täglichen Ration eine kleine thrazische Rüstung gekauft, sowie einen Lehnstuhl und zwei Näpfe. Ist er es etwa nicht wert, daß ich ihn in den Augen habe?“

„Doch Fortunata verbietet es. Nicht wahr, so ist es, du wacklige Person, die schon nicht mehr richtig stehen kann? Ich rate dir, genieße dein Glück, das du über dich gebracht hast, du Raubvogel, und bringe mich nicht in Harnisch, mein Liebes, sonst mußt du meine Hitze fühlen! Du kennst mich! Was ich einmal bestimmt habe, das ist so fest, als wäre es mit einem Nagel angeschlagen.“

„Aber was soll denn die ganze Geschichte? Wir sind zu anderen

Dingen hier. Ich bitte euch, wir wollen an das Heute denken, daher tut euch gütlich, meine Freunde! Ich bin ja daselbe gewesen, was ihr seid, aber mit meiner Tüchtigkeit habe ich's doch weit gebracht. Das bißchen Verstand ist es allein, was Menschen aus uns macht, alles übrige ist Unsinn.

„Ich habe stets gesagt: ‚Kaufe ich vorteilhaft ein, so kann ich mit Nutzen verkaufen‘. Andere Leute sagen wieder anders, aber ich bleibe dabei. Und ich kann wohl sagen: ‚Ich zerplatze vor Glück.‘ Aber du, alte Schnarchratte, heulst du noch immer? Ich will schon dafür sorgen, daß du dein Geschick beheulen kannst!

„Übrigens will ich nun doch erzählen, wovon ich angefangen hatte. Zu diesem Glück, wie ihr es hier sehen könnt, hat mich besonders mein wirtschaftlicher Sinn gebracht. Was war ich! Ihr könnt es glauben, ich war so groß wie dieser Randelaber hier, als ich aus Asien kam, aber täglich hab' ich mich an ihm gemessen, ob ich größer geworden wäre. Und um recht bald einen härtigen Schnabel zu bekommen, schmierte ich mir die Lippen mit Öl aus der Lampe ein. Und dennoch blieb ich vierzehn Jahre des Herrn Liebling, und was der Herr befiehlt, muß man ja tun. Und auch bei der Frau wußte ich mich bald unentbehrlich zu machen. Ihr wißt, daß das bei Weiberlaunen etwas sagen will, aber ich schweige darüber, weil ich nicht das Geschick zum Prahlen habe.

„Ich wurde also mit dem Willen der Götter Herr im Hause, bald war ich sogar mächtiger als der Herr selbst. Was weiter? Ja, nun kommt's. Der Herr setzte mich zum Miterben neben dem Kaiser ein, und so erhielt ich ein Vermögen wie ein Senator. Da aber niemand mit nichts zufrieden ist, so hatte ich nachgerade Lust bekommen, selbst Geschäfte zu machen. Ich will euch nicht langweilen, kurz ich ließ fünf Schiffe bauen, belud sie mit Wein — der war damals Goldes wert — und schickte sie nach Rom.

„Ihr könntet denken, als hätte ich es so bestimmt: alle fünf Schiffe scheiterten, und das ist die Wahrheit, keine Erfindung. An jenem Tage schluckte Neptun bare dreißig Millionen herunter. Ihr glaubt wohl, ich hätte nun den Mut verloren? Wahrhaftig, ich habe

von dem Verluste gar nichts gemerkt, er war überhaupt für mich nicht da. Größere und bessere und glücklichere Schiffe hab' ich gebaut, und jeder sagte, ich sei eben ein mutiger Mann.

„Ihr wißt vielleicht, ein großes Schiff hat viel zu bedeuten, und ich lud wieder Wein, daneben aber auch Bohnen, Pöckelfleisch, Salben und Sklaven. Damals war Fortunata wirklich gut, sie verkaufte ihren ganzen Goldschmuck und ihre Kleider und legte hundert Goldstücke in meine Hand; das war sehr vernünftig von ihr. Diese Unternehmung wurde geradezu der Sauerteig für mein Vermögen.

„Und was die Götter erst wollen, das geschieht schnell; mit der einen Fahrt schlug ich runde zehn Millionen zusammen. Nun war ich nicht faul, ich kaufte sofort den ganzen Grundbesitz zusammen, der meinem Herrn gehört hatte, ich baute ein großes Haus und kaufte allerhand Vieh. Und wo ich meine Hand hinsteckte, das wuchs wie eine Wabe. Als ich mehr besaß, als meine ganze Vaterstadt hat, da hörte ich auf zu spekulieren und rührte nichts mehr an. Vom Handel zog ich mich ganz zurück und machte nur noch hübsche Geldgeschäfte mit Freigelassenen.

„Und gerade als ich mich ganz vom Geschäft zurückziehen wollte, ermahnte mich ein Sterndeuter dazu, der zufällig in unsere Stadt gekommen war, ein schlauer Grieche namens Serapa. Ich sage euch, das war ein Kerl, der hätte den Göttern Verstand predigen können. Der Mensch war so klug, daß er mir sogar das hat sagen können, was ich vergessen hatte. Haarklein hat der mir alles auseinandergesetzt und hat mir ordentlich bis in die Eingeweide geguckt; nur was ich am Tage zuvor gegessen hatte, das hat er mir doch nicht sagen können.

„Es war wirklich, als hätte der Kerl immer mit mir zusammengelebt. Habinnas, ich glaube, du bist dabei gewesen, als er zu mir sagte: ‚Du hast dir deine Frau von dort und dort geholt. Mit deinen Freunden hast du nicht eben viel Glück. Niemand hat dir bisher noch in der schuldigen Weise gedankt. Du bist Herr über ausgedehnten Grundbesitz. Hüte dich, du nährst eine Schlange an deinem Busen.‘ Und außerdem vertraute mir dieser Mensch etwas an, was

ich euch eigentlich gar nicht sagen wollte, nämlich, daß ich noch dreißig Jahre, vier Monate und zwei Tage zu leben hätte. Endlich soll ich nach seiner Aussage noch bald eine große Erbschaft machen. Denkt euch, so hat dieses merkwürdige Orakel gesprochen, es ist doch zu wunderbar!

„Nun, wenn es mir glücken sollte, meinen Besitz nach Apulien auszudehnen, dann bin ich in meinem Leben weit genug gekommen. Inzwischen habe ich mir mit Merkurs Hilfe dieses Haus gebaut. Es war ehemals eine schlechte Hütte, wie ihr wißt, jetzt ist es ein Tempel. Ja, es hat vier Speisefäle, zwanzig Schlafzimmer, zwei marmorne Säulengänge, oben eine Menge von Sklavenkammern, mein eigenes Schlafzimmer, das Schlafzimmer dieser Schlange von einem Weib und eine schöne Kammer für den Türwächter; dazu fassen die Gasträume viele Gäste.

„Ja, so ist es. Wenn der vornehme Staurus hierher kam, hat er nirgendwo anders absteigen wollen als bei mir, und er hat doch von seinem Vater eine Villa an der See geerbt. Und so geht es fort, ich werde euch das alles noch zeigen. Glaubt mir, habt ihr einen Heller, so seid ihr einen Heller wert; wieviel man besitzt, darnach wird man in der Welt angesehen. — Ja, das ist euer Freund, nun kennt ihr ihn. Früher war er ein Frosch im Sumpfe, jetzt ist er ein König. Übrigens, Stichus, du kannst einmal mein Sterbegewand bringen, in dem ich begraben sein will. Du kannst auch die Salbe zum Einreiben mitbringen und vergiß nicht eine Trinkprobe aus der Amphora, aus der, wie ich befohlen habe, meine Leiche einst gewaschen wird. Ihr sollt das alles jetzt schon sehen.“

(In dem späteren Teil der Satiren werden besonders die Abenteuer erzählt, die Enkolpios an der Seite des verunglückten Poeten Eumolpus zu erdulden hatte. Bei Gelegenheit einer stürmischen See- reise erzählt der Dichter folgende Geschichte.)

In Ephesus lebte einst eine Frau von solcher Annahbarkeit, daß sie auch von weit entfernt lebenden Frauen als ein Wunder angestaunt wurde. Als ihr Mann gestorben war, war sie mit den bei einem solchen Falle gewöhnlichen Traueräußerungen nicht zufrieden, nämlich

mit aufgelöstem Haar hinter dem Sarge zu gehen und angefichts der Trauerversammlung sich an die entblößte Brust zu schlagen: sie folgte dem geliebten Toten auch ins Grabmal, indem sie ihm ein Grabgewölbe nach griechischer Sitte erbauen ließ und ihn hier bewachte und Tag und Nacht ohne Unterlaß weinte.

In so schmerzreicher Trauer beschloß sie, sich durch Hunger zu töten, und weder Eltern noch Verwandte konnten sie davon abbringen. Auch die Beamten, die man hinsandte, richteten schließlich nichts aus, und die Frau, deren Schicksal der ganzen Stadt naheging, war nun schon den fünften Tag ohne Nahrung. Ihre treueste Magd hatte es sich nicht nehmen lassen, sie war bei ihr geblieben und unterstützte sie redlich beim Weinen und erneuerte stets das in die Gruft mitgenommene brennende Licht, sobald es auszulöschen drohte. Sie hatten mit dem Leben abgeschlossen.

Man sprach in der ganzen Stadt fast nur von dieser Frau, und alle Klassen der Gesellschaft waren in der Überzeugung einig, daß die Witwe das unerreichte Muster von ehelicher Liebe und Ehrbarkeit sei. Zu gleicher Zeit hatte der Beherrscher der Provinz mehrere Räuber ans Kreuz schlagen lassen, und das geschah ganz in der Nähe des Grabgewölbes, in welchem die Witwe den Leichnam ihres Gemahls beweinte. Bei den Kreuzen war ein Soldat als Wache aufgestellt worden, damit die Körper der Hingerichteten nicht etwa von den Kreuzen abgenommen wurden. In der nächsten Nacht bemerkte nun der Soldat, daß in dem Grabgewölbe helles Licht brannte und daß jemand dort tiefe Seufzer von sich gebe. Die Neugierde trieb ihn natürlich an, auszukundschaften, was da vor sich gehe und wer es sei.

Er stieg in das Grabgewölbe hinab, und als er die wunderbar schöne Frau erblickte, schauderte er zunächst wie vor einer nächtlichen Sputzgestalt zurück. Dann aber sah er den Körper des Toten, und die reichlichen Tränen, sowie das von Nägeln zerkrackte Gesicht der Witwe ließen ihn nicht lange im unklaren, daß diese Frau die gewaltige Sehnsucht nach dem Toten nicht ertragen könne. Da wurde er zutraulicher, er brachte sein mageres Abendbrot herbei und redete

der Dame zu, sie solle doch nicht bei ihrem übergroßen Schmerze beharren, sondern von ihrem Jammer lassen. Er sagte, alle Menschen hätten ja das gleiche Ende und erhielten dieselbe letzte Wohnung, und er brachte allerhand Trostmittel vor, durch die man das wund gewordene menschliche Gemüt zu besänftigen pflegt und wieder aufrichtet.

Aber das war hier Öl ins Feuer gegossen, die Dame wurde durch die Eröstungen um so mehr aufgereggt, heftiger schlug sie ihre Brust und nahm in tiefstem Schmerze ihr Haar und bedeckte damit den geliebten Toten. Der Soldat wich jedoch nicht von seinem Posten und suchte die Dame zur Annahme von etwas Speise zu bewegen. Das gelang ihm allerdings nicht, doch mehr Glück hatte er bei der Dienerin. Sie war jedenfalls durch den Duft des Weines in ihrer Standhaftigkeit besiegt worden, und sie ergriff zuerst die Hand des Mannes, welcher dazu geraten hatte, der Menschlichkeit nachzugeben.

Sie erquickte sich dann an Speise und Trank und suchte darauf die Hartnäckigkeit ihrer Herrin zu erweichen: „Was nützt es dir,“ sagte sie, „wenn du wirklich den Hungertod stirbst? Wer hat einen Vorteil davon, wenn du dich lebendig begräbst und deine Seele aushauchen willst, bevor dich das Geschick selber zum Tode verurteilt hat? Glaubst du, daß die Asche deines verstorbenen Gemahls und seine Seele dies fühlen werden? Willst du nicht wieder aufleben? Willst du nicht deine weibliche Sehnsucht besiegen und dich an den Gütern dieses Lebens erfreuen, solange es dir gestattet ist? Der Leib deines toten Gemahls muß dich selbst auffordern, das Leben zu wählen und mir zu folgen!“

Niemand hört unwillig zu, wenn man in ihn dringt, Speise zu nehmen und sich am Leben zu erhalten. Und so ließ sich denn die Dame, welche schon einige Tage nichts genossen hatte, endlich bewegen, von ihrem Vorsatz abzugehen, sie aß die angebotene Speise mit nicht weniger Gier, als vordem ihre Magd getan hatte.

Ihr wißt ja wohl, was an den Menschen so leicht herantritt, wenn er sich sattgeessen hat. Der Soldat ersah sich dabei seinen Vorteil. Mit denselben Roseworten, die er gebraucht hatte, um den

Selbsterhaltungstrieb der Witwe zu erwecken, suchte er jetzt ihr Herz zu gewinnen und ihre Unnahbarkeit zu besiegen. Er war auch keineswegs häßlich und konnte gut reden, und das übrige tat die Dienerin, die eifrig bestrebt war, ihn in Gunst bei der Herrin zu setzen und in ihr Liebe zu erwecken.

„Willst du auch jetzt noch weiter der Neigung widerstreben,“ sagte sie, „und weißt du nicht, an welchem Orte du dich aufhältst?“ Um es kurz zu sagen, der Soldat überwand die Dame bald völlig, und sie gab sich willenlos seinem Liebeswerben hin. In aller Stille feierten sie ihre Hochzeit, nachdem sie die Türe des Grabmals verschlossen hatten: Kundige und Uneingeweihte mußten glauben, daß dieses Muster aller Frauen auf dem Grabe ihres Mannes verschieden sei, denn man hörte nichts mehr von ihr.

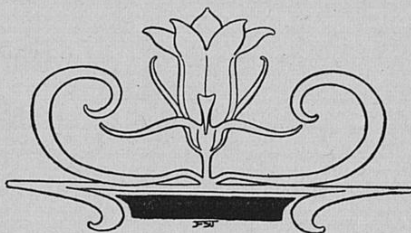
Der Soldat aber war entzückt über die Schönheit seiner Neuvermählten, er ging ungesehen zur Stadt, kaufte dort in aller Schnelligkeit zusammen, was er konnte, und brachte die Vorräte in das Grabmal. Als nun die Eltern des einen Gekreuzigten merkten, daß die Bewachung lässig geworden sei, nahmen sie in der Nacht die Leiche ihres Sohnes vom Kreuze ab und bestatteten sie.

Der betrogene Soldat sah am nächsten Morgen, daß auf dem einen Kreuz der Tote fehle; er fürchtete sich vor der Strafe und entdeckte der Frau, was geschehen war. Die Strafe des Richters, meinte er, könne er nicht abwarten, sondern er wolle sich wegen seiner Nachlässigkeit selbst den Tod mit dem Schwerte geben. Sie solle also für ihn, der sich dem Tode weihe, einen Platz aussuchen, und das verhängnisvolle Grabmal möge nun ihren Mann und ihren Geliebten zugleich aufnehmen.

Da sagte die Frau, die vom größten Mitleid bewegt wurde: „Das mögen die Götter nicht zulassen, daß ich zu derselben Zeit die Leichen zweier Menschen sehen muß, die mir die liebsten gewesen sind. Da will ich lieber, daß der Tote oben hängt, als daß der Lebende sich töte.“ Und gemäß ihren Worten ließ sie augenblicklich die Leiche ihres Mannes aus dem Sarge hervorheben und an das leere Kreuz schlagen. Der Soldat befolgte den Rat der überaus klugen Frau

gern, und am nächsten Morgen wunderte sich das Volk nicht wenig darüber, wie der Tote auf das Kreuz hinaufgekommen sei.

Die Schiffer freuten sich ungemein über diese schöne Geschichte, Tryphäna aber errötete heftig und legte ihren Kopf auf den Nacken Bitons. Auch Lichas lachte nicht über diese Art der Gattentreue, sondern warf seinen Kopf zornig hin und her und meinte: „Hätten wir damals einen gerechten Herrscher gehabt, so mußte die Leiche des Mannes in ihr Grabmal zurück, die Frau aber hätte gekreuzigt werden müssen!“





III. Das Gedicht des Prudentius gegen Symmachus

Buch I



Ich schon glaubte ich, daß unsere Stadt, die noch vor kurzem am Übel des Heidentums krank lag, den alten Krankheitsstoff endlich überwunden habe. Da kam das Übel von neuem und suchte die Gesundheit unserer Bürger zu vernichten. Ich muß daher die Hilfe des Kaisers anrufen, denn er allein kann es verhindern, daß Rom nicht in dem alten heidnischen Schlamm erstickt und daß die Toga

unserer Vornehmen nicht vom Qualm der Altäre und vom Blut der Opfertiere beschmutzt wird. Der gewaltige Herrscher Theodosius, der Vater unserer Kaiser (Arkadius und Honorius), hat also nicht verboten, an die vielgestaltigen Götter der alten Zeit zu glauben und die Kraft der Elemente als allgewaltiges Wesen zu verehren, die doch nur eine Schöpfung des allmächtigen Gottes ist? Und dieser Fürst hat sein Reich weithin ausgebreitet, um seinen Nachkommen das Glück und Heil zu gewähren, welches in den Worten eines alten Weisen ausgesprochen ist: „Dann wird der Staat glücklich sein, wenn die Könige Philosophen oder die Philosophen Könige sind.“ Unser Staat hat

aber einen Weisen als Herrscher erlangt, der Recht und Gesetz herrschen läßt, so daß das römische Gemeinwesen unter ihm blüht. Deshalb füge man sich dem Herrn und gehorche ihm, der befohlen hat, daß der alte Irrtum und Aberglauben verschwinden soll und daß man an keinen andern Gott glaube, als an den allmächtigen Schöpfer des Himmels und der Erde.

Oder ist es möglich, zu glauben, daß der alte Saturn die Latiner besser beherrscht hat? Wie lauten doch die Weisungen, die er den ungebildeten und rohen Menschen gab? „Ich bin ein Gott und komme zu euch als Flüchtling! Gebt mir eine Zuflucht, rettet den Alten vor der Wildheit seines grausamen Sohnes, der ihn vom Throne gestürzt hat! Als Flüchtling und Verbannter will ich mich hier verbergen und ich gebe eurer Gegend und eurem Volke den latinischen Namen. Ein krummes Messer will ich euch schmieden, um damit die Reben zu beschneiden, und saturnische Mauern will ich am Ufer des Flusses aufrichten. Ihr aber sollet meinen Hain und die mir gesetzten Altäre verehren, denn ich stamme vom Himmel her.“ So sprach er zu den Vorfahren, und von ihm stammen die alten Götter Roms ab, an welche das Volk so lange glaubte.

Nach ihm herrschte sein noch schlechterer Sohn Jupiter, der Bewohner des waldigen Olympos. Dieser gab sich damit ab, die lazedämonischen Frauen zu verführen, indem er der einen als gefälliger Stier nahte und eine andere als süß singender Schwan betörte. Zu einer dritten ließ er sich, da er keinen andern Zugang hatte, als reicher Liebhaber in einem goldenen Regen hinab. Und dann schickte er seinen Adler durch die Lüfte und ließ den unglücklichen Ganymed als Geliebten zu sich holen.

Und diese Zeiten hat man dann als das goldene Zeitalter angesehen, und man hat geglaubt, daß Jupiter, wenn er wollte, sich in einen Stier, einen Adler oder Schwan, oder auch in einen goldenen Regen verwandeln könne! Das war doch nur möglich bei der rohen Torheit der damaligen Menschen, die sich nur mit Viehzucht und Jagd abgaben und deren Geist noch unberührt war von der hehren Vernunft!

Und bald darauf folgte ein noch verderbteres Zeitalter, welches die derben Leute des Landes mit den Lastern bekannt machte. Noch wußten sie nichts vom Stehlen, aber das brachte ihnen Merkur, der Sohn der Maja, bei, den man jetzt noch als großen Gott verehren will, trotzdem er der Lehrer der Diebeskunst war. Und man berichtet, daß er, bekannt mit der abscheulichen Zauberei Thessaliens, mit Hilfe seines Zauberstabes sowohl Tote wieder lebendig gemacht wie lebende Menschen dem Tode und dem finstern Chaos geweiht habe. Und diesen Zauberer erhöhte die rohe Vorzeit zum Gotte, indem man glaubte, daß er sich durch die Lüfte schwingen und mit seinen Flügelschuhen die saufenden Winde an Schnelligkeit übertreffen könne.

Dann kam der unzüchtige Priapus, der unsittliche Hercules, der trunkene Bacchus mit seiner rohen und unslätigen Sippe, der die Dirne Ariadne sogar in den Himmel versetzte. Von ähnlicher Art waren die Urahnen Roms, die ja auch angeblich dem Himmel entstammten und auf ihre Stadt die Ehre einer Halbgöttin übertrugen. Mars wurde von der Liebe zu Rhea Silvia ergriffen, und Venus liebte den troischen Anchises. Und wenn Rhea im Schiffe des Tiber ihre Anschuld verlor, so war es ja nicht schwer, zu sagen, ein Gott habe sich der Priesterin erbarmt.

Das sind die alten Götter, deren Tempel in der Stadt unzählig wurden. Da man an ihnen festhielt, so wurzelte sich der Aberglaube immer mehr ein, indem der Knabe schon in der zartesten Jugend die Äußerungen solchen Anzugs sah, daran Gefallen fand und bald selbst sich daran beteiligte. Und welche Menge von Bildsäulen hat man schließlich in Rom göttlich verehrt! Allerhand Abenteuerer aus der Fremde nahmen an dieser Ehre teil, die später, als der Gebrauch ganz fest war, auch dem Augustus wurde: er erhielt Priester und Altäre, Kälber und Schafe wurden ihm geopfert, und ein Senatsbeschuß widmete ihm einen Tempel als einem anderen Jupiter.

Sogar die Livia erhielt ein Heiligtum, und sie wurde als Juno verehrt, trotzdem Augustus sie ihrem Gatten geradezu von der Seite geriffen hatte. Ist es da ein Wunder, daß man später dem Antinous, dem schönen Ganymed des göttlichen Hadrian, die Ehre eines Gottes

erwies? Und unter den Auspizien solcher Götter haben Titus, Nerva, Trajan und Alexander Severus ihre Kriege zur Ausbreitung des Reiches geführt!

Indes damit begnügte man sich noch nicht, schließlich hielt man alles, was im Wasser und auf der Erde bedeutend erscheint, für Gottheiten. So setzte man den Hügeln und Meeresströmungen, den Flüssen und Feuerfäulen stumme Statuen und schrieb menschliche Namen darauf. Das große Meer nannte man Neptun, die Flüsse hießen meerblaue Nymphen, die Wälder Dryaden, die einsamen Gebirge Bergtalnymphen. Das Feuer, das uns zu vielfachem Nutzen untertan ist, wurde Vulkan genannt und zu göttlicher Macht erhoben; Tempel wurden ihm geweiht, und das äolische Lipara und den Ätna hielt man für seine Werkstätten. Ferner suchte man die Himmlischen in den Gestirnen und wagte die Sonne für einen Gott zu halten, die doch eine bestimmte Bahn für ihren jährlichen Lauf angewiesen erhalten hat und festen Gesetzen unterliegt.

Das alles wäre aber noch zu ertragen. Wie soll es jedoch möglich sein, daß die Geister der Hölle zu Göttern werden, wie Proserpina, welche in die höllische Burg Plutos geraubt wurde und dort als Herrin der Eumeniden ihr Haupt aus der stygischen Höhle hervorstreckte? Oder was soll man zu den furchtbaren Opfern des Todes sagen, für den sich der unglückliche Gladiator hinschlachten läßt? Sie kommen nur der Unterwelt und ihren grausamen Mächten zugute. Solche Irrtümer haben die Stadt Rom in dicke Finsternis eingehüllt, durch welche die helle Klarheit des wirklichen Lichtes verschleucht wurde.

Das erkannte schon der Kaiser Theodosius, und er hat daher zu der Stadt also gesprochen: „Lege dein trauriges Gewand ab, du treue Mutter der Völker! Wohl erglänzt du in der reichen Beute, die dir durch die Besiegung der Welt zufiel, und stolz erhebst du dein Haupt, das von Goldglanz umflossen ist. Aber dickes Gewölk hat sich auf der Höhe deines Hauptes niedergelassen, und bleifarbenes Licht tötet den Glanz deines Schmuckes aus Edelsteinen. Dein herrliches Stirnband wird verdunkelt vom trüben Tag, schwere Dünste hüllen dein Antlitz ein.

„Erhebe dein Haupt vielmehr hoch in die reinen Lüfte empor und lasse Wolken und Dünste tief unter deinen Füßen zurück. Denn alles Irdische ist dir untertan nach Gottes Bestimmung, mit dessen Willen du den Erdkreis beherrschst, und du darfst als Königin nicht mit gesenktem Blick zu Boden sehen und nach der Herrschaft über das Niedere trachten. Ich dulde es nicht, daß du unter meiner Regierung an dem alten Irrtum festhängst und vergängliche Bildwerke mit göttlichen Ehren bedenkst.

„Denn alle deine Götterstatuen fallen schneller Vernichtung anheim. Weder die Erde soll dir Gott sein, noch ein himmlisches Gestirn, weder das weite Weltmeer, noch die Unterwelt mit ihrer grauenvollen Finsternis. Dies alles und was du sonst noch als Götter verehrt hast, überlasse dem ungebildeten Aberglauben der Barbaren, denen jeder Gegenstand heilig erscheint, vor dem ihre Angst zurückschreckt. Für dich, die Weltbeherrscherin, paßt solcher Aberglaube nicht mehr, den rohe Völker erdacht haben.

„Du mußt dich ans Kreuz halten, unter dessen Zeichen schon Konstantin seinen gewaltigen Feind Maxentius besiegte, als dieser ihm an der milvischen Brücke einen Hinterhalt bereitet hatte. Hoch wehte damals die goldgestickte Kreuzesfahne, Christus selbst hatte sie geweiht und hatte sein Zeichen auf die Helme und Schilder der Streiter gedrückt. Nachdem solches geschehen ist, so hüte dich, Herrin der Welt, an die alten Vorzeichen und Gespenster zu glauben und die Macht des wahren Gottes zu verachten!

„Lasse ab von den kindischen Festen der alten Götter, von der lächerlichen Verehrung und den Opfern, denn alles das ist deiner großen Stellung unwürdig. Befiehl, daß man die buntbemalten Marmorbilder abwäsche, und lasse die Werke der großen Künstler in reiner Schönheit prangen, auf daß sie unserem Vaterlande zur Zierde gereichen und nicht, durch häßliche Farben entstellt, ein Spottbild der Kunst sind.“

Diese goldenen Worte wirkten Wunder. Rom wandte sich ab von dem alten Irrtum, es schämte sich seines Alters und der verlorenen Jahre und bereute es, so lange den nichtigen Göttern gedient

zu haben. Und bald blickte man mit Schmerz auf die Tausende von Märtyrergräbern, tiefe Scham empfand man über die schmachvolle Ungerechtigkeit vergangener Zeiten, und der Ruf nach Sühne erkönte überall.

Wahrlich, der Lorbeerkranz des siegreichen Marius, der den gefangenen Jugurtha im Triumph einherführte, und der Ruhm Ciceros, der die Verschwörung Katilinas aufdeckte, war weniger wert für die Stadt als die Sorge des frommen Kaisers für den Sieg der Wahrheit. Dieser hat nicht einen, sondern viele Katilinas unschädlich gemacht, die freilich nicht mit Feuer und Schwert dem Vaterlande gefährlich wurden, sondern dadurch, daß sie die Menschenseelen in Hölle und Verderben stürzen wollten. Und viel Kämpfe waren erst zu bestehen, denn die Feinde des neuen Glaubens zogen umher in den Tempeln und in den Häusern, auf dem Forum und auf dem Kapitol, um mit ihrem Schlangengifte das Volk zu verderben.

Da konnte man sehen, wie die berühmtesten Geschlechter des Reiches sich in der Freude zusammenfanden, daß sie das schneeweiße Gewand des christlichen Glaubens anlegten und die alten Priestergewänder auszogen. Froh wandten sich mehrere Patrizier zum Gotteshaufe der Nazarener und zur apostolischen Taufe. Und das einmal gegebene Beispiel wirkte, sechshundert Familien vornehmen Standes traten nach und nach zur Wahrheit über, so daß man heute nur noch wenige Sonderlinge findet, die fest an den abergläubischen Gebräuchen der Vorzeit hängen.

Ebenso hat sich fast das ganze gewöhnliche Volk bekehrt, so daß man nicht zweifeln kann, daß die Stadt Rom seitdem christlich geworden ist. Der gütige Theodosius aber hat bei der Zuerkennung öffentlicher Ehren weder Christen noch Heiden unterschieden, denn auch dir, o Symmachus, der du fast allein von den Vornehmen für den Kultus der alten Götter eintrittst, hat er das Konsulat und die goldberandete Toga verliehen. Du bist ja das Haupt und die Zierde der römischen Beredsamkeit, selbst Cicero würde dir weichen müssen, und ewig strahlenden Goldglanzes wäre dein beredter Mund würdig, wenn er sich zum Lobe des wahren Gottes erheben wollte.

Aber du glaubst noch an die alten Göttergespenster, und du gleichst dem, der mit elfenbeinerner Harke den schmutzigen Boden umwühlen und das schlammige Schilf mit goldener Hacke aus dem Sumpfboden roden will. Glaube jedoch nicht, daß ich mich mit dir etwa messen will! Meine geringen Fähigkeiten können mit deiner Rednergabe nicht in Wettstreit treten.

Ich habe das Wort nur zum Schutze unserer Religion ergriffen, die eigene Brust will ich schützen und mit vorgehaltenem Schild das auf mich abgesendete Geschöß abwehren. Niemand wird es mir verdenken, daß ich selbst zu den Waffen greife, wenn unser Glaube, der in ruhiger Sicherheit dahinlebte, plötzlich einen heftigen Angriff erfährt.

Buch II

Bis jetzt habe ich die Ursachen des alten Aberglaubens aufgedeckt, nun will ich darangehen, die einzelnen Vorwürfe zu entkräften, welche der große Redner gegen die christliche Lehre erhoben hat.

Den beiden Kaisern, den Waffenherrn, die unter den Augen des Vaters im Kriegslager herangewachsen waren, wagte der schlaue Symmachus die Worte entgegenzuhalten: „Wenn es euch am Herzen liegt, den Sieg bei euren Feldzeichen zu erhalten, so gebet der Viktoria Tempel und Standbild als der Göttin zurück!“ Die kaiserlichen Herren antworteten darauf: „Wir wissen, o vortrefflicher Redner, wie teuer der Sieg den Tapferen ist. Aber unser Vater hat uns schon als Knaben beigebracht, wie er errungen wird; diesen Unterricht empfangen wir schon in früher Jugend.“

„Weder Altäre noch Opfer können den Sieg herbeirufen, wohl aber verleihen ihn unablässige Anstrengung, Tapferkeit, Beharrlichkeit, Mut, Kraft und stete Fürsorge; wenn den Kämpfenden diese Eigenschaften fehlen, so werden sie nie den Sieg erringen, mag auch im Marmortempel die Viktoria ein großes Standbild von Gold haben, das seine schimmernden Flügel weithin ausbreitet. Wie? Die Soldaten sollen ihr Heil in der Gestalt eines Weibes sehen und ihrer eignen

Kraft mißtrauen? Noch niemals hat eine eisenstarrende Legion die geflügelte Jungfrau gesehen, welche die Geschosse trotziger Männer lenkte.

„Wer ist die Herrin, die den Sieg verleihet? Die Rechte des Mannes und der allmächtige Gott, aber nicht eine Jungfrau mit schön gekämmtem Haar und bloßen Füßen und hochgebundenen Brüsten. Wer hat denn ein solches Bildwerk erfunden? Doch nur die menschliche Phantasie, die sich in der Dichtkunst, in der Malerei und im Aberglauben äußert! Also, Homer und Apelles und Numa schufen das Götterbild.

„O du heidnische Torheit, wenn du dich der Leichtgläubigkeit schämst, dann höre auf, unkörperliche Dinge durch menschliche Glieder darstellen zu wollen; höre auf, den Rücken eines Menschen mit Federn zu bekleiden, denn ein Weib fliegt doch nicht als Vogel davon, und ein gewaltiger Adler wird niemals eine Göttin! Aber willst du, o Rom, dich selbst ehren, so hänge deine Kriegstrophäen auf, sammle die Kronen der von dir getödeten Fürsten und zerbrich die Bilder der falschen Götter, dann wird dir nicht nur auf Erden, sondern auch im Himmel der Sieg gewahrt bleiben.“

So sprachen die Herren, Symmachus aber führte die Gewohnheit der Väter dagegen ins Feld: es gebe nichts Schöneres für die Menschen, als die eingewurzelte Sitte; die Menschen im einzelnen wie ganze Völker ließen sich durch Gesetz und geheiligten Gebrauch bestimmen. Wie die Kinder, meinte er, durch ihre Geburt verschieden werden an Seele und Geist, so gesellt sich den Städten, sobald ihre Mauern emporsteigen, ihr Fatum und ihr Genius zu.

Und von welchem ehrwürdigem Alter sei Rom, schneeweiß seien seine Haare und tiefgefurcht seine Stirn, mit klagender Stimme fordere es jetzt seine alten Götter zurück. „Ich bin frei“, sagte die Stadt, „und ich will nach meiner Art leben! Wer wagt es, mir meine Jahre vorzuwerfen? Wir alle leben unter derselben Sonne und atmen dieselbe Luft, aber verschieden sind unsere Bestrebungen wie unsere Götter, und doch gehen wir auf dasselbe Ziel zu; so lasse man jedem Volk seine Sitte.“

Auf diese großartigen und kunstvollen Worte antwortet der Glaube ganz allein, der am besten das Tor zur Wahrheit öffnet. Denn wenn es sich um göttliche Dinge handelt und von dem Schöpfer die Rede ist, welcher weder Anfang noch Ende hat, und welcher älter als das Chaos ist, so müssen wir eingestehen, daß unser Geist zu klein ist, ihn zu erfassen. Unser ganzes Wesen ist zu unbedeutend, die Geheimnisse des allmächtigen Gottes zu erschauen und zu durchdringen.

Hier hilft der Glaube allein, Gott zu begreifen, der uns nicht nur die gegenwärtigen Güter schenkt, sondern auch versprochen hat, daß wir nicht nach der kurzen Spanne, da wir das Licht der Welt sehen, in ein Nichts eingehen. Den Geber eines solchen Geschenke soll man nach seiner Gabe beurteilen: er, der Ewige, verheißt Ewiges, der Vergängliche kann nur Vergängliches schenken.

Alles, was der Zeit unterworfen ist und ein Ende hat, ist in seinem kurzen Bestehen nichtig und unwürdig des ewigen Spenders, dessen besondere Machtfülle es ist, niemals aufzuhören und dem Menschen Unvergängliches zu geben. Denn wenn uns Gott etwas Schlechtes und Niedriges gewährte, so würde er ja armselig und schwach sein und nicht allmächtig, er würde der nichtige Schatten eines machtvollen Waltens sein.

Und daher meint der Glaube oder zweifelt vielmehr nicht daran, daß er der wahre Gott ist, der uns hoffen läßt, daß wir ein ewiges Leben haben. Er sagt: „Wenn ihr den Himmel erlangen wollet, so werfet alle irdischen Sorgen von euch. Denn wie weit der Himmel von der Erde entfernt ist, so weit ist euer irdisches Leben von dem ewigen entfernt, das ich versprochen habe. Was dem Tode unterworfen ist, das fliehet; was seiner Beschaffenheit nach den Keim des Verderbens in sich trägt und altert, das haltet für nichts, weil es in das Nichts zurückkehrt. Ich habe zwar alles, was auf der Erde und in der Welt ist, geschaffen und meiner Schöpfung Schmuck verliehen und den Samen des Schönen in sie gesenkt. Aber dem Menschen habe ich gewisse Schranken gesetzt, über die hinaus er sich nicht wagen darf. Er soll sich nicht dem Irdischen ergeben, vielmehr seine

Lust besiegen und mit aller Macht sich den harten Weg der Tugend erkämpfen und meine Gebote halten.“

Da Gott solches verheißen, welcher verständige und tüchtige Mensch soll da noch glauben, daß unser Körper höher stehe als die Hoffnung auf ein ewiges Leben? Wenn das Leben mit dem Körper sein Ende hätte und vom Menschen nichts mehr zurückbliebe, nachdem sich das Grab über ihm geschlossen, was für eine Bedeutung hätte dann noch Gott, der Herr des Himmels und der Erde Schöpfer, welche Gewalt über uns hätten wir dann noch zu fürchten? In alle Laster und Verbrechen könnten wir uns dann ungestraft hineinstürzen, denn das Recht kann gebogen und der irdische Richter leicht bestochen werden.

Aber was soll dies Gerede? Gott hat ja gesagt, daß unsere Werke nach dem Tode nicht untergehen werden: „Die Seele des Menschen wird nicht sterben, sondern in Ewigkeit büßen für alle Missetat auf Erden. Die ganze Natur will ich in Flammen einschließen, und wenn sie mit der Geschwindigkeit des Sturmes dahinfliehen wollte. Die Menschen können meine Macht deutlich am Samen der Pflanzen erkennen, der nach dem Tode der Pflanze lebendig bleibt. Alles verdorrt, was vorher in Blüte stand, und der tote Samen treibt, wenn er wieder der Erde anvertraut wird und gewissermaßen in seinem Grabe liegt, frische Keime hervor. Welcher Künstler vermöchte solches, welche innere Kraft wäre dies zu tun imstande?

„Ich bin der Mächtige, der Herr des Erzeugens und Wachsens. Alles Dürre umkleide ich wieder in der alten Form mit Laub und Blumen. Und dasselbe will ich beim Menschen tun, wenn ich ihn aus seiner Asche wieder in der früheren Gestalt auferwecke; dann wird er gemäß seinem Verdienst Qualen erdulden oder der Herrlichkeit des Himmels teilhaftig werden.

„Der Mensch aber soll, solange er auf Erden weilt, in Ehrfurcht und mit Gebet seines Schöpfers gedenken. Denn derselbe, der den Hauch der Seele geschaffen, hat auch den Körper gemacht, und kein anderer Gott gab den Menschen Ähren und Getreide, kein anderer gibt ihnen Most aus der Kelter, kein anderer läßt der Traube

den Purpurfaß entquellen. Ich bin es, welcher am grünen Ölbaum die Oliven hervorgehen läßt, die ihr der Günst der griechischen Pallas zuschreibt. Ich bin es, welcher den Gebärenden die schweren Stunden schickt. Nach meinem Gesetz freuen sich die Menschen, in wechselseitigem Bunde Nachkommenschaft zu erzeugen, und blicken froh auf ihre Kinder.

„Aber ihr habt das heilige Feuer durch unkeusche Liebe unrein gemacht und beschöniget eure Vergehen mit dem nichtigen Schatten der Venus. Ich allein beherrsche die Elemente und werde bei der gewaltigen Anstrengung nicht müde wie ein Schwächling oder ein Kranker. Unendliches Licht strömt von mir aus, und unsagbar ist mein Alter, bei der Beherrschung der Welt bedarf ich nicht des Dieners, des Gehilfen oder des Teilhabers.

„Ich allein kenne die Engelscharen, die meine Rechte erschuf, ich allein kenne ihre Natur und ihren Dienst. Ihr Menschen aber dichtetet mir tausendfältige Gottheiten an, die meiner Macht gehorchen sollten. Ihr habt das getan, um mich durch die Teilung zu verkleinern, der ich doch nicht durch einen Teil oder ein Glied vermindert werden kann.

„Denn mein Wesen ist Einheit und diese läßt keine Teile zu, nur die geschaffenen Dinge unterliegen der Teilung. Mich aber hat niemand geschaffen, so daß ich zerlegt werden könnte. Und denket nicht etwa, daß das ein Teil von mir ist, daß ich die Welt aus nichts geschaffen. Also, ihr Menschen, mir allein bauet Tempel! Doch ich will kein Haus aus Stein, ich verschmähe den weißen Marmor aus Paros, den gelben von Karthago, den grünen von Lazedämon, den gefleckten von Synna und den roten aus Ägypten. Eure Seele sei mein Tempel, aufgebaut durch den Glauben, durch Frömmigkeit, Gerechtigkeit und Scham. Und dieser Tempel ist nicht neu, denn meine Herrlichkeit wollte Mensch werden, und das Licht Gottes erleuchtete den Leib einer Jungfrau und suchte sich Wohnung.

„Nämlich rein hatte ich den Menschen geschaffen, nach oben sollte er sehen, alle seine Sinne auf mich richten und sein Haupt dem Himmel zuehren. Aber er blickte nach dem Boden und trachtete nach den Gütern dieser Erde, er vertrieb meinen Geist aus seiner Brust.

So mußte ich ihn wiedergewinnen, und mein Geist kam auf die Erde und ward Fleisch und gab den Menschen das Beispiel der Tugend. Durch solche Wandlung konnte ich den Menschen wieder zu mir heranziehen und für mich erwärmen."

Wie nimmst du wohl diese Worte Gottes auf, Symmachus? Du wählst die alten Götter? Ist das eines Weisen und deines Geistes würdig? Du sagst: „Mir gilt die alte Sitte mehr als der Weg der Gerechtigkeit, mehr als die vom Himmel geoffenbarte Frömmigkeit, mehr als der wahre Glaube.“ Gut, wenn es also notwendig ist, das zu verehren, was in der Jugendzeit der Welt Sitte war, so wollen wir die ganze Zeit bis zum Anfang zurückwälzen und alles das wieder ablegen, was die späteren Zeiten an Fortschritt gebracht haben.

Im Anfang gab es keine Bauern, die das Land bearbeiteten; was soll also noch Pflug und Harke? Wir können uns viel leichter mit Eicheln sättigen, und das Eisen mag wieder zum Klumpen werden, um dann als Metallader in die Erde zurückzukehren. Kleider gaben früher die Tierfelle, und eine kalte Höhle gewährte den Menschen Wohnung: so wollen wir uns denn in Felle hüllen und wieder Höhlenmenschen werden. Die ganze Wildheit früherer Zeiten wollen wir wieder annehmen, als man nämlich die alten Väter von der Brücke hinabstürzte, als die Stadt vom Geschrei geopferter Kinder widerhallte und man sein Haus noch mit Schilf deckte. Wie hat sich Rom seit den Zeiten des Quirinus nicht in seinen Heiligtümern, in seinen Gesetzen, in Waffen und Schmuck verändert!

Langsam nimmt das Alter des Menschen zu und mit den Jahren wächst sein Verstand; so ist die ewige Ordnung für unser Geschlecht: in der Kindheit kriecht der Mensch, des Knaben Sinn und Schritt sind noch nicht fest geworden, heiß rollt das Blut in den Adern der Jugend, doch es kommt der verständige Sinn des reifen Mannesalters, und der Greis hat die höchste Klugheit erreicht, aber sein Körper beginnt zu verfallen.

Zwischen diesen Gegensätzen bewegt sich das ganze menschliche Leben, das in seiner ersten Jugend zart war und bildsam für allerhand Künste, bis es überschäumte in der jugendlichen Blut. Doch

seine Leidenschaften haben sich gesetzt, und jetzt ist es Zeit, daß es nach der Weise des Alters verständig werde, nach dem Göttlichen verlange und das Heil erstrebe.

Wenn indes das Alte so viel Wert hat und alte Sitte so erstrebenswert ist, so steht doch ein Beispiel in alten Büchern, daß schon zur Zeit der großen Wasserflut oder noch früher nur ein Gott verehrt worden ist. Da wir jedoch von römischen Kulte[n] sprechen, so erinnere ich nur daran, daß das Volk, welches von Sektor abstammte, nicht viele Götter verehrt und nur wenig Heiligtümer und Altäre gehabt hat. Erst nach der Eroberung fremder Städte und Reiche zogen die Götter scharenweise nach Rom: dies Götterbild raubte man bei dem Untergang des zweimeerigen Korinths, jenes nahm man aus der Beute bei der Verbrennung von Athen mit, den hundsköpfigen Gott brachte die Besiegung Kleopatras nach Rom, den widderköpfigen die Einnahme der Dase Ammons.

Sobald Rom den Triumphwagen eines siegreichen Feldherrn anstaunte, erhielt es auch einen neuen Altar und eine neue Gottheit. Und da diese Götter aus der Fremde kamen, so verdrängten sie die heimischen, und es ist also gänzlich unangemessen, daß Symmachus und seine Partei sich nach den altheimischen Göttern zurücksehnt.

Der große Redner sagt ferner, man müsse der Stadt ihren Genius lassen, denn alle Völker und alle Städte besäßen ein Fatum oder einen Genius, wie wir Menschen unsre Seele.

Ich möchte aber vor allem wissen, was dieser Genius ist, was er vermag und woher er stammt, was er bedeutet und welche Aufgabe er hat. Unter der Seele nämlich verstehe ich den Lebenshauch, der dem Blute seine Bewegung und Wärme gibt, so daß es die Glieder durchheilt und wieder zum Herzen kommt, die kühlen Stellen erwärmt und alles Trockene beneßt.

So beherrscht und leitet den Menschen ein lebendiger Geist, den du irrig mit deinem angeblichen Genius vergleichst, der weder war noch ist. Vielmehr herrscht in unserm Körper der lebendige Geist als oberste Klugheit: sie veranlaßt die Elenden und Kranken, sich eine Zuflucht zu suchen, sie gibt Schutz vor Gefahren, sie fördert den

Menschen, sie treibt ihn zur Erlernung von allerhand Fertigkeiten und Künsten, sie gibt dem Menschen ein, welchem Herrn er sich anzuvertrauen habe, an welchen Gott er glauben müsse.

Sage mir nur, wann hat sich denn dein angeblicher Genius mit der Stadt Rom verbunden? Ist er etwa aus den Zihen der Wölfin mit herausgeflossen und hat die Zwillinge ernährt, während er selbst erst entstand? Oder ist er als unklarer Schatten mit jenen Adlern durch die Lüfte geflogen und hat von den Wolken her plötzlich Gestalt angenommen?

Wo hat er seinen Sitz? Etwa auf den Dachfirsten oder im Innern der Räume oder in den Gräben des Lagers? Für jeden klugen Menschen ist das alles lächerlich. Aber wir wollen annehmen, es gäbe einen Geist oder eine Seele der Stadt, durch welche der Staat sein Geschick erhielte und Leben empfinde. Warum ist denn da nichts beständig geblieben? Die Stadt müßte dann doch gegen 700 Jahre in fortwährendem Irrtum befangen gewesen sein, sie hätte stets an der rechten Staatsform gezweifelt.

Zuerst herrschte das Königtum mit beratendem Beistand der Alten, dann waren es die Vornehmen aus patrizischem Stande. Später wurden die Plebejer zu den Ämtern zugelassen, die Patrizier behielten das Konsulat, die Plebs vertraute auf ihre Tribunen. Bald kamen die Dezemviren mit den Abzeichen der höchsten Würde, um wieder den Konsuln Platz zu machen. Zuletzt maßten sich die Triumviren ihre blutige Herrschaft an.

So lange irrte das Fatum oder der Genius oder der Geist der Stadt von einer Staatsform zur andern, bis es ihm gelang, das Rechte zu finden, und den Augustus mit dem Diadem schmückte, ihn Vater des Vaterlandes und Lenker des Volkes und Senates nannte, und ihn zum Oberfeldherrn, Diktator und Zensor erhob. Wenn er nun so oft hin und her schwankte, warum zögert er jetzt, den wahren Glauben anzuerkennen? Aber nein, er zögert ja gar nicht, denn Rom hat sich zu Christus bekehrt und die alten Götter verworfen. Unter Rom verstehe ich nämlich die Männer von Rom, sie sind der Geist der Stadt und nicht jener Genius.

Und warum spricht ihr immer nur von einem Genius? Ihr leget doch den Toren, den Häusern, den Thermen und Ställen je einen Genius bei, und viele tausend kommen so zusammen, da ja nicht ein Winkel der Stadt frei von seinem Genius ist. Und dann glaubt ihr mit ähnlicher Torheit, daß alle Häuser ihr Fatum haben und daß jede Mauer das Geschick habe, welches ihr bei ihrer Erbauung von den Sternen verliehen sei, und daß sie zur anfänglich bestimmten Stunde zusammenstürzen müsse, da sie dem Geschick nicht entrinnen könne.

Endlich sagt man, daß keine Tat der Menschen und kein Vorfall in der Welt sich ereigne, ohne daß ein Geschick dabei tätig sei. Wer an solches glaubt, der sage mir, warum das bekannte Gesetz gerade auf zwölf Tafeln geschrieben wurde, oder warum das Gesetz die Übeltäter mit Strafe bedroht, da sie doch vom eisernen Schicksal auf die unvermeidliche Bahn des Verbrechens geführt werden.

Ja, das Schicksal soll auch die Menschen dazu zwingen, gerade das Verbotene zu wollen. Nun, wenn ihr noch einige Scham habt, laßet euer Schwert wieder stumpf werden, hebet eure Gesetze auf, welche die Schuldlosen bestrafen; öffnet euer Gefängnis, denn das Fatum zwang ja diejenigen zum Verbrechen, die dort schmachten! Wenn das Schicksal herrscht, dann gibt es keine Schuld.

Aber stets ist der schuldig, welcher das zu tun wagt, was unerlaubt ist; durch seinen freien Willen hat er unrecht getan. Und wer an das Fatum glaubt, der soll wissen, daß Gott allmächtig ist. An ihn wendet euch, sein unendliches Licht ruft euch, den Schöpfer zu erkennen!

Aber, so sagen die Feinde des Glaubens, die vielen Götter haben Rom zur Größe verholfen und deshalb werden sie von der Stadt hoch geehrt. Nun wohl, du kriegerisches Rom, sage mir, welche Macht dir Europa und Afrika in die Hände gab! Jupiter erlaubte, daß du in Kreta herrschest, Pallas tat dasselbe in Argos, Apollo in Delphi. Isis verließ die Ägypter, Venus die Rhodier, Diana gab dir Ephesus, Mars das Hebrusgebiet. Bacchus verließ Theben, und sogar Juno erlaubte es, daß die Nachkommen der Troer über ihr Afrika herrschen.

Manitius, Mären und Satiren aus dem Lateinischen

Sind nicht vielmehr diese ganzen Gebiete durch die Treulosigkeit ihrer Götter gefallen und ihre Tempel zerstört? Und solchen Göttern vertraut man? Nein, Rom ist groß geworden durch die Tapferkeit seiner Bürger. Wo waren in allen den großen Schlachten, welche Rom gewonnen hat, die Götter ihrer Feinde? Und ich dulde es nicht, daß man von diesen Heldentaten klein spricht.

Denn wer da sagt, daß Rom durch die Hilfe der Venus groß geworden sei, der setzt die Tapferkeit der siegreichen Legionen herab; und der verkleinert den Ruhm unserer alten Helden, wie Fabricius, Curius, Drusus und Camillus, wer zu sagen wagt, daß Brennus, Antiochus, Perseus, Pyrrhus und Mithridates von der Flora und Matuta, von der Ceres und Larentina besiegt worden seien.

Freilich, das sind alles Glücksfälle für die römischen Waffen gewesen. Warum half aber der Rabe Apollon, der doch dem Corvinus einst beistand, den Römern nicht auch an dem Unglückstage von Cannä, als der Consul selbst auf einem Haufen von Erschlagenen getödet wurde? Warum sagte keiner der Götter an der Cremera die Niederlage der Fabier voraus, als an jenem Tage dreihundert Männer aus jenem edlen Geschlecht ums Leben kamen und kaum einer übrig blieb? Warum hat bei Carrhä keine Eule der Pallas die Anwesenheit der Göttin verkündet?

Ich will dir sagen, o Rom, wer deine Kriege so oft mit Sieg gekrönt hat und durch wessen Unterstützung dein Ruhm so groß wurde, daß du die ganze Welt im Zügel hältst. Die an Sprache und Sitte verschiedenartigen Völker hat Gott unter ein Reich bringen wollen, auf daß die Liebe zur wahren Religion in den Herzen der äußerlich vereinten Menschen um so leichter erstehen sollte.

Denn Gott wird allein in der Eintracht erkannt, und da in allen Ländern des Erdkreises der Krieg wüthete, so beabsichtigte Gott, um diese Wut zu stillen, alle Völker unter dasselbe Gesetz zu beugen. Alle Völker wurden zu Römern am Rhein und an der Donau, am goldreichen Tajo wie am Ebro und am Po, am Ganges wie am mündungsreichen Nil. Alle diese weiten Völkerscharen sind durch dasselbe Gesetz verbunden, und derselbe Name vereint sie.

So lebt man jetzt in den vielgestaltigen Teilen, als ob eine und dieselbe Stadt als gemeinsames Vaterland alle Völker umschlösse: die Menschen, welche durch weite Länderstrecken und durch gewaltige Meere getrennt werden, kommen nun zu einem und demselben Forum; Handel und Künste und Vermischung durch die Ehe verbinden sie zu einem Ganzen. Und der Endzweck dieser Vereinigung war der, daß als Christus erschien, ihm der Weg geebnet sein sollte.

So hast du, Allmächtiger, endlich deinen Einzug in das große Reich gehalten, und der Erdkreis hat Christus erfaßt, dessen Glauben Rom und der Weltfriede in einträchtigem Bunde aufrechtzhalten. Denn den Frieden weiß Rom zu schirmen, und die Stadt ist nicht gealtert, sie greift mit kräftigem Arm zu den Waffen, wenn es gilt, in den Kampf zu eilen. Auch bittet Rom nicht mit so ungläubigem Munde seine Kaiser, wie jetzt der vornehme Senator und große Redner es tat, der das bedeutende Ansehen seiner Persönlichkeit dazu mißbrauchte und wie ein Schauspieler seine Worte aus der Maske entsendet.

Rom würde sich jetzt schämen, über den Verlust seiner Tempel zu klagen und noch zu glauben, daß es einst mit Hilfe der Ugis über seine Feinde gesiegt habe. Wenn es sprechen könnte, so würde es zu den beiden Kaisern folgende Worte reden: „Heil euch, ihr Fürsten, Söhne eines unbefiegten Vaters, unter dessen Regierung ich wieder jung geworden bin und mein graues Haupt mit einem blonden vertauscht habe. Jetzt erst gebührt meinen Jahren die wirkliche Ehrerbietung, jetzt erst kann ich ehrwürdig und das Haupt der Welt heißen, da ich den Helm und seinen rötlichen Busch mit dem Ölzweige bedecke und das Wehrgehent mit Kränzen umwinde und in Waffen Gott anbede, ohne eine große Sünde zu begehen.

„Denn früher hat mich Jupiter zu schändlichem Tun überredet, nämlich das Schwert, das sonst nur im Kriege gebraucht wurde, zur Tötung von Christen zu benutzen und mich mit dem Blute der Gerechten zu bes Flecken. Nero fing damit an, indem er, als er die Mutter getötet, Apostelblut vergoß; mit offener Wut raste Decius gegen die Christen, und viele andere Fürsten folgten, nachdem einmal

der Durst nach diesem unschuldigen Blute entbrannt war. Davon hat mich eure Regierung, o Fürsten, endlich befreit, fromm kann ich auf eure Veranlassung leben, während ich unter der Herrschaft des Jupiter gottlos gelebt habe und nicht wußte, was ich tat.

„Wohl erinnern mich jetzt die Feinde Christi daran, daß der punische Hannibal vom kollinischen Tore durch Jupiter und Mars abgehalten und daß die Gallier aus dem Kapitol in die Flucht geschlagen seien, während oben auf dem Hügel die Götter selbst am Kampfe teilnahmen. Wer mir das aber vorwirft, der soll sehen, daß mir unter eurer Regierung nichts dergleichen geschehen kann: jetzt pocht kein Barbar mit seinem Schild an meine Tore und kein fremdes Heer plündert die Stadt.

„Wohl haben es kürzlich die Goten versucht, Italien zu verwüsten, und sie hatten geschworen, meine Burg dem Boden gleichzumachen und meine herrlichen Gebäude zu verbrennen. Schon waren sie brennend und sengend durch die Gebiete der Veneter, Ligurer und Tusker gezogen, da brach sich ihre verderbliche Gewalt an unserer Kraft und Todesverachtung, denn unser Heer stand unter dem christgläubigen kaiserlichen Jüngling Honorius und seinem großen Genossen Stilicho. Nachdem man vorher in der Kirche gebetet und auf der Stirn das Kreuzeszeichen gemacht, da erklang die Drommete zur Schlacht, und die Barbaren, die dreißig Jahre für Pannonien eine schreckliche Qual gewesen waren, wurden besiegt, ja vernichtet. Zu Haufen liegen die Leichen der Feinde aufgetürmt, und noch die späte Nachwelt wird sich über die Gebeine wundern, die auf den Feldern von Pollentia bleichen.

„Wenn ich aber einst, nachdem ich mich aus den Sünden der Gallier befreit hatte, mein Haupt aus der Asche wieder erheben und nach der Rückkehr des Camillus die verlorenen Feldzeichen wiedergewinnen konnte, wenn ich es vermochte, die furchtbaren Ruinen wieder mit Blumen zu schmücken und die schwankenden Mauertürme mit Lorbeer zu zieren, wie soll ich dich, o Kaiser, empfangen, und welche Blumen soll ich dir streuen, mit welchen Kränzen soll ich meine Säle schmücken, da ich durch deine Kraft unberührt geblieben

bin von dem gotischen Kriegsturm und nur davon habe erzählen hören?

„Besteige den Triumphwagen und laß dich von Christus hierher geleiten, das ganze Volk mag an der Freude teilnehmen. Denn wir haben anders gesiegt als damals über Hannibal: als dieser die Tore der Stadt erzittern gemacht hatte, wandte er sich fort, und in dem üppigen Gebiet von Bajae schwand seinem Heere die Kraft durch den Lurus dahin. Stilicho aber trat dem Feinde entgegen und hat ihn in offener Feldschlacht besiegt und damit das Vaterland gerettet.

„Wie soll ich dich, den Sieger, schmücken und preisen? Eine Bildsäule wäre zu gewöhnlich für ein solches Verdienst, sie dauert zu kurze Zeit. Denn Erz und Gold und Silber verlieren ihren Glanz und verfallen. Lebendiger Ruhm gebührt dir, o Fürst, lebendiger Dank kommt dir zu! Und so geselle dich, o Herr des Erdkreises, zu Christus, als dessen Genosse du mein Reich zum Himmel führst. Und laß dich nicht durch die Stimme des großen Redners verführen, der eine hohe Miene annimmt und den Untergang der alten Opfer beweint und unserem Glauben schaden will. In der Stadt und am Hofe mögen allein Christus und der Friede des Herrn herrschen.“

Solche Worte würde die Stadt sprechen, sie würde die beiden Kaiser unbedingt abmahnen, den Bitten des Symmachus zu folgen. Aber dieser hat sich noch nicht beruhigt, mit weiteren Einwänden ist er zur Hand. Er sagt: „Viele Wege führen zur Gottheit, aber alle diese verschiedenen Pfade vereinigen sich am Ende. Gehören doch auch Himmel und Erde, Wind, Meer und Wolken uns allen gemeinsam, ob wir nun an den alten Göttern hängen oder uns zu Christus gewendet haben.“

Wohl, ich gebe zu, daß Luft und Sternenschein, Meer, Land und Regen allen Menschen zugute kommen. Der Gerechte und Ungerechte wohnen in demselben Himmelsstrich, der Gottlose und der Fromme atmen dieselbe Luft, die Wolke regnet über das Land des Räubers wie über das Gut des rechtschaffenen Bauern, das Meer läßt den Seeräuber wie den Kaufmann auf seinem Rücken fahren.

Die Natur unterscheidet kein Verdienst, sie dient dem Menschen, aber sie urteilt nicht über ihn; das überläßt sie Gott.

Solange die Elemente in ihrer Ordnung bleiben, wird die Natur die Fülle ihrer Gaben über die Menschen streuen. Und auch die Tiere trinken aus unsern Quellen, derselbe Tau benetzt mein Saatgefilde und das Gras, das der Esel abweidet, in unsern Flüssen schwimmt das schmutzige Schwein, und dieselbe Luft wie wir atmet der Hund und das Wild. Aber der Römer unterscheidet sich vom Barbaren wie der Mensch vom Tier, wie der Christ vom Heiden. Also gleiche Luft und gleiches Klima bedingen nicht die gleiche Religion, sie wirken nur auf das Körperliche, aber nicht auf das Geistig-sittliche ein.

Wie ja auch dieselbe Sonne über alle Gegenden zugleich scheint und die Dächer der herrlichsten Paläste wie die schmutzigen Hütten erleuchtet, und mit ihren Strahlen ebenso die Marmorsäulen des Kapitols wie die dunklen Ritzen des Kerkers trifft. Aber die dunklen Hütten sind doch nicht dasselbe, was die glänzenden Königsburgen darstellen, und diejenigen, welche zu Gespenstern beten, sind nicht zu vergleichen mit den Gläubigen, welche den allmächtigen Gott verehren und ihm den Tempel ihres Herzens weihen.

Der Weg zum Heil ist nur ein einziger und kennt keine Nebenpfade, obwohl sich uns im Leben stets zwei Wege eröffnen. Der eine führt zu Gott, der andere teilt sich in so viel Pfade, als es Götter gibt. Und die Verehrung von Isis und Serapis, vom großschwänzigen Affen und vom Krokodil ist genau dasselbe wie das Anbeten der Juno, der Laverna und des Priapus, nur daß jene in Aegypten und diese in Italien verehrt werden.

Außerdem gibt es aber noch einen Abweg, den diejenigen betreten, welche an gar keinen Gott glauben und alles dem Zufall überlassen. Der Weg zu Gott ist einfach und in seinen Anfängen rauh und dornig, dann aber schön, während auf dem andern Wege der Teufel Führer ist und ihn in viele Pfade je nach dem Irrglauben zerteilt, dem der Mensch anhängt. Wohl ist auf diesem Wege anfänglich manches schön, aber er führt schließlich ins Unglück und in

den Pfuhl der Hölle. Darum weicht von uns, ihr Heiden! Wir, die wir das Volk Gottes sind, haben keine Gemeinschaft mit euch. Hebt euch hinweg und laßt euch vom Teufel in die Finsternis der Hölle geleiten; wir wollen zu Gott halten, denn unter seiner Führung erwartet uns das Licht und die Gnade des Himmels.

Ich wende mich zu dem letzten Vorwurfe, den Symmachus gegen die Christen geschleudert hat. Weil man nämlich dem Altare der Pallas sein Getreide und den vestalischen Jungfrauen ihren staatlichen Unterhalt entzogen habe und die Feuer der Vesta deshalb ausgelöscht seien, habe Mißwachs und Hungersnot das Reich getroffen.

Von solch einem Unglück ist aber doch gar nichts bekannt geworden. Der Nil bewässert nach wie vor das ägyptische Land, niemand hat gemeldet, daß die Gegend von Memphis sich mit Staub bedeckt habe und daß die fruchtbare Erde von Pelusium ausgetrocknet sei. Der libysche Landmann bestellt wie früher seine Felder und schickt den Ertrag nach Rom; ebenso senden Sizilien und Sardinien ihre Schiffsloadungen mit Getreide. Kein Römer kommt hungrig zum Zirkus, und die Mühlen am Janiculus mahlen nach wie vor, der Getreidemarkt zu Rom ist vollauf versehen.

Wenn auch ein Jahr weniger fruchtbar als das andere ist, so liegt das in der Natur der Dinge begründet, und es ist noch früher so gewesen, bevor die Pallas und Vesta verehrt wurden. Die Natur ist in ihren Elementen vielfachen Abweichungen ausgesetzt, und wir sehen oft deutlich die Ursachen für allerhand Mißwachs. So unterliegt auch unser Körper den verschiedenartigsten Krankheiten, denn die Welt ist mit diesem gleichzustellen, und stets waren die Jahre in ihren Erträgen verschieden.

Wenn aber der Mißwachs aus jenen angeblichen Gründen eintrat, warum sucht er da nicht allein die Äcker der Christen heim, die ja an allem schuld sein sollen? Wer bescheiden, wie wir, lebt, bedarf überhaupt keiner allzu reichlichen Ernte, über die wir uns nur aus dem Grunde freuen, weil dann das Getreide billig wird.

Glücklich ist aber nur derjenige, welcher neben seinem Lande auch den Acker seiner Seele bebaut und dies nach Christi Gebot tut.

Die Schätze, die der Christ hierbei sammelt, sind unvergänglich. Übrigens auch unsere Jungfrauen haben ihren Lohn, nämlich Scham und Züchtigkeit; sie sind aus freiem Willen keusch, während die vestalischen Jungfrauen in früher Jugend, wo sie noch keinen freien Willen haben, zur Keuschheit gezwungen werden.

Unberührt bleibt zwar ihr Körper, aber nicht ihr Sinn, denn sie denken doch stets an die ihnen später erlaubte Ehe. Solange sie noch die priesterliche Binde tragen, werden sie im Prunkwagen zum Zirkus gefahren, um dort die rohen Gladiatorenkämpfe anzusehen. Das ist ihre Wonne, und stets stimmen sie dort für den Tod des Besiegten.

Mögest du, o Kaiser, diesen rohen Vergnügungen des Zirkus überhaupt ein Ende machen! Dein Vater hat nur die Tieropfer untersagt, du aber verbiete auch das grausame Töten der unglücklichen Menschen! Die Arena kann sich mit Tierkämpfen begnügen. Dann wird das mächtige und von Schuld befreite Rom dir auch in der Frömmigkeit folgen, wie es gewöhnt ist, mit dir in den Krieg zu ziehen.





IV. Sagen über Karl den Großen nach Notker

1. Der Bischof und der Jude



In Karls Reiche lebte ein Bischof, der nur weltlichem Ruhm und allerhand eiteln Dingen nachstrebte. Um ihn hierfür zu bestrafen, wandte sich der König einmal an einen Juden. Dieser war als Kaufmann oft nach Palästina gegangen und hatte stets von seiner Reise viel kostbare und seltene Dinge mitgebracht und in den fränkischen Seestädten zum Verkauf angeboten.

Da ihm nun Karl freien Willen ließ, wie er den Bischof hinters Licht führen mochte, so nahm der Jude eine gewöhnliche Maus und balsamierte sie aufs köstlichste ein. Er brachte sie dem Bischof und sagte, er habe dies Tierchen, das unschätzbar und völlig unbekannt sei, aus dem Heiligen Lande mitgebracht und biete es ihm zum Verkauf an. Hoherfreut bot ihm der Bischof zwei Pfund Silber dafür, doch der Jude meinte: „Ein schöner Preis für eine solche Kostbarkeit! Eher wollt' ich das Tier ins Meer werfen, als es um einen solchen Spottpreis verkaufen.“

Der reiche Bischof, der fast nie etwas an die Armen gab, bot zehn Pfund. „Der Gott Abrahams sei davor,“ wehrte der Jude ab, „daß ich um meine ganze Mühe und Kosten kommen soll!“ Der Bischof wurde nun immer gieriger, den Schatz zu besitzen, und bot zwanzig Pfund. Da nahm der Jude das Eierchen, wickelte es in ein seidenes Tuch und wollte fortgehen. Doch der Bischof hielt ihn zurück, und erst als dieser in seiner Habsucht einen ganzen Scheffel Silber geboten, ließ er sich durch viele Bitten bewegen, in den Verkauf zu willigen.

Mit der großen Rauffumme begab sich der Jude dann zum König und erzählte ihm den Hergang. Wenige Tage später versammelte Karl die Bischöfe und weltlichen Großen des Landes, und nachdem man über wichtige Dinge verhandelt hatte, ließ er jenen Silberhaufen, den ihm der Jude überbracht, in die Mitte des Saales legen. Hierauf sagte er: „Pfleger der Armen sollt ihr sein, ihr Bischöfe, und nicht eitlen Dingen nachjagen! Aber im Gegenteil, auf leeren Ruhm und Habsucht geht ihr aus! Einer unter euch hat kürzlich einem Juden für eine einbalsamierte Maus diesen Schatz an Silber hergegeben!“ Da stürzte der Bischof dem Könige zu Füßen und bat um Verzeihung; tief beschämt wurde er von Karl entlassen.

2. Die Fastenmahizeit Karls

Auf einer Reise begriffen, kam der König einst unangemeldet zu einem Bischof. Karl wollte, da es Freitag war, kein Fleisch essen, und Fische waren in der Eile nicht zu erhalten. So setzte ihm der Bischof ausgezeichneten Käse vor, der vor Fett grauschimmelig geworden war, und der König, der stets außerordentlich mäßig war und bei seinem Einsehen in die Verhältnisse den Wirt nicht beschämen wollte, war damit zufrieden. Er setzte sich zum Mahle, während der Bischof bescheiden in einiger Entfernung stand.

Als aber der königliche Gast sein Messer nahm und am Käse den Schimmel abschabte und nur das Innere aß, da trat der Wirt näher an den Tisch heran und sagte: „Herr, ich begreife nicht, was

du tust! Was du liegen läßt, ist doch das Beste!“ Da der König nie jemanden hintergehen konnte und auch glaubte, daß ihn niemand täuschen könne, so nahm er nach dem Räte des Bischofs einen Teil des abgeschabten Schimmels in den Mund, kaute ihn langsam und schluckte ihn wie Butter hinunter. „Mein lieber Wirt,“ sagte er, „du hast wahrgesprochen! Du kannst mir jährlich zwei Wagenladungen solcher Käse in die Pfalz nach Aachen schicken.“

Der Bischof erschrak hierüber und geriet in Angst wegen seiner Stellung und sagte: „Herr, die Käse getraue ich mir zu schaffen. Aber ich weiß doch nicht, ob sie von derselben Güte sein werden, und ich würde dann deinen Tadel sehr fürchten müssen.“ Karl entgegnete dem Bischof, der bei der Landwirtschaft groß geworden war und doch von solchen Sachen nichts verstand: „Schneide nur alle Käse in der Mitte durch, und findest du welche von dieser guten Sorte, so hefte die Teile mit spitzen Hölzern wieder zusammen, lege sie in den Kübel und schicke sie mir. Die andern magst du mit deinem Klerus und deinen Dienern verspeisen.“

Zwei Jahre hindurch führte der Bischof den Befehl des Königs aus, und dieser ließ das Geschenk ruhig annehmen, im dritten Jahre aber kam er selbst zur Pfalz, um seine weit hergeholt und mühevoll erhaltene Gabe in eigener Person darzubringen. Da empfand doch der gerechte König mit der sorgenvollen Arbeit des Bischofs Mitleid, und er schenkte seiner Kirche ein prächtiges Landgut, aus dessen Ertrage ihm und seinen Nachfolgern Getreide und Wein in Fülle zufließ.

3. Der Bischof und der Kaiser

Einmal hatte ein mit dem Kaiser verwandter junger Priester bei einem Feste eben das Halleluja gesungen, als der Kaiser zu jenem Bischof sagte: „Nun, hat nicht unser Priester gut gesungen?“ Jener faßte diese Worte als ironisch gemeint, und da er nicht wußte, daß der junge Kleriker mit dem Kaiser verwandt war, so antwortete er: „So können alle Hirten schnarchen, wenn die Stiere mit Pflügen beschäftigt sind!“ Auf diese freche Antwort hin durchbohrte ihn der

Kaiser mit seinen blitzenden Augen, so daß er vor Schreck auf die Erde sank.

(Überhaupt gab es zur Zeit Karls viel stolze und hoffärtige Kirchenfürsten, und Notker ergeht sich ordentlich darin, das unkirchliche und unchristliche Wesen dieser Leute aufzudecken.) So lebte damals in einer sehr kleinen Stadt ein Bischof, der sich für Gott selbst hielt, aber seine Unmaßung unter demütiger Maske verbarg. Er hatte einen Vasallen von guter Herkunft, der ein sehr tüchtiger und mutiger Mann war, den aber sein Herr noch nicht mit einem freundlichen Worte, geschweige denn mit irgend einem Lehen bedacht hatte. Der treffliche Mann wußte nicht, wie er die unfreundliche Gesinnung seines Herrn bezwingen könnte; schließlich dachte er sich aus, daß dazu ein Wunder notwendig sein werde, welches er im Namen des Bischofs verrichten mußte.

In dieser Absicht ging er einst zum Bischof und hatte zwei kleine Hunde von der Art mitgenommen, die durch ihre Behendigkeit Füchse und anderes kleines Wild fangen und wegen ihrer Schnelligkeit sogar manchen Vögeln gefährlich werden können. Auf dem Wege bemerkte er einen Fuchs, der den Mäusen nachstellte; auf diesen ließ er plötzlich seine Hunde los. Mit Windeseile jagten sie hinter ihm her und hatten ihn bald gefaßt. Und da er selbst im schnellsten Ritte herbeieilte, gelang es ihm, den Fuchs noch heil und lebend den zwei Hunden zu entreißen.

Letztere verbarg er einstweilen und trat dann in hellster Siegesfreude mit den Worten vor seinen Herrn: „Herr, siehe, was ich armseliger Mensch für ein Geschenk darbringen kann!“ Der Bischof lächelte und fragte ihn, wie er den Fuchs hätte lebendig fangen können. Da trat er näher heran und beschwor hoch und heilig die Wahrheit seines Berichts: „Herr, ich ritt soeben meine Straße, da sah ich diesen Fuchs in meiner Nähe und jagte ihm nach. Doch er entfloß so schnell, daß er mir bald fast aus der Gesichtswerte kam. Als bald hob ich meine Hand gegen ihn auf und rief ihm zu: Im Namen meines Herrn Recho stehe still und bewege dich nicht weiter! Und siehe, wie mit Ketten gefesselt blieb er auf der Stelle stehen und ließ sich wie ein geduldiges Schaf fangen.“

Da wurde der Bischof von unmäßigem Stolz befallen, und in Gegenwart vieler Zeugen äußerte er: „Nun ist meine Heiligkeit klar, nun weiß ich, wer ich bin und wer ich sein werde.“ Seit jener Zeit zog er den vorher so gehaßten Vasallen seiner ganzen anderen Umgebung vor und erwies ihm stets die größte Zärtlichkeit und Liebe.

4. Der Gesandte des Kaisers in Konstantinopel

Als Karl einmal vom Kriegsschauplatz in Sachsen Gesandte nach Konstantinopel schickte und diese in der griechischen Hauptstadt angekommen waren, fragte sie der dortige Kaiser, ob das Reich seines Sohnes Karl befriedet sei oder von den Nachbarvölkern befehdet werde. Als darauf das Haupt der fränkischen Gesandtschaft antwortete, es sei alles befriedet, nur ein Volk, die Sachsen, störten durch häufige Raubzüge die Ruhe, so meinte der gänzlich kriegsuntüchtige Herrscher: „Wie? Mein Sohn Karl hat Schwierigkeiten mit diesen paar Feinden ohne Namen und ohne Tapferkeit? Wohl, ich schenke dir ganz Sachsen mit allen daran hängenden Rechten!“

Als der Gesandte nach seiner Rückkehr das erzählte, da mußte unser kriegerischer Kaiser gewaltig lachen und meinte zu dem Gesandten: „Ich glaube, der griechische Herrscher hätte besser für dich gesorgt, wenn er dir zu der weiten Reise auch nur ein einziges Paar leinene Hosen geschenkt hätte.“

Dieser Gesandte war auf seiner Hinreise zur Herbsteszeit in eine kaiserliche Stadt gekommen und vom Bischof aufgenommen worden. Da dieser fast unausgesetzt fastete und betete, so marterte er den Gesandten durch unfreiwilligen Hunger beinahe zu Tode, brachte ihn aber, sobald der Frühling ins Land zog, dann selbst nach Konstantinopel zum Kaiser. Dieser fragte ihn, wie ihm der Bischof gefiele. Da seufzte der Gesandte tief auf und sagte: „Euer Bischof ist ein sehr heiliger Mann, soweit das ohne Gott möglich ist.“ Der Kaiser fragte: „Wie kann jemand ohne Gott heilig sein?“ „Es

steht geschrieben: Gott ist die Liebe. Davon ist aber jener Bischof ganz frei."

Bald darauf wurde der Gesandte vom Kaiser zur Tafel geladen und erhielt seinen Platz unter den griechischen Großwürdenträgern. Hier galt nun bei Hofstafeln das Zeremoniell, daß niemand, er mochte Grieche oder Fremder sein, irgend ein Stück Wild oder ein anderes Tier, das aufgetragen wurde, auf die andere Seite wenden durfte; so wie es aufgelegt war, mußte man davon nehmen.

Als nun ein Flußfisch mit Sauce übergossen auf einer großen Schüssel umhergereicht wurde, drehte der Gesandte, der mit jenem Gebrauche unbekannt war, den Fisch um, und sofort riefen die Höflinge zum Kaiser: „Herr, Ihr seid ärger beschimpft worden als jemals einer Eurer Vorgänger!“ Der Kaiser seufzte und richtete das Wort an den Gesandten: „Leider kann ich dem Verlangen meines Hofes nicht entgegen sein, daß du sofort zum Tode geführt werdest! Bitte dir aber noch eine Gnade aus, ich werde deinen Wunsch erfüllen!“

Der Gesandte überlegte eine Weile und sagte dann mit lauter Stimme: „Ich flehe dich an, Herr Kaiser, daß Ihr nach Eurem Versprechen mir einen einzigen unbedeutenden Wunsch gewähret.“ „Fordere, was du willst,“ antwortete der Herrscher, „ich will es dir gewähren. Nur kann ich dir nach dem griechischen Rechte das Leben nicht schenken, das du verwirkt hast!“

„Ich will gern sterben,“ sagte der Franke, „aber ich verlange, daß derjenige, welcher es gesehen hat, daß ich den Fisch wendete, sein Augenlicht verliert.“ Hierüber erschrak der Kaiser heftig und schwor bei dem Namen Christi, daß er nichts bemerkt, sondern nur der Erzählung seiner Hofleute geglaubt habe. Dasselbe beschwor die Kaiserin beim Namen der Jungfrau Maria. Und auch alle anwesenden Großen beeilten sich wechselseitig, aus solcher Gefahr herauszukommen, und versicherten beim Apostelfürsten oder beim heiligen Paulus oder bei den Tugenden der Engel und bei den Scharen der Heiligen, daß sie nichts gesehen hätten. Auf diese Weise besiegte der Franke durch seine Klugheit die griechische Selbstüberhebung in ihrem eigenen Lande und kam heil und glücklich zur Heimat zurück.

5. Der Kaiser und der Kalif

Einst kamen Gesandte der Perser (so wird das Reich der Kalifen öfters bezeichnet) an den fränkischen Hof. Sie hatten von der Lage des Frankenreiches keine Kenntnis und glaubten, es genüge, wenn sie die Küsten Italiens erreichten; denn dort lag das berühmte Rom, über welches Karl herrschte, wie sie in Erfahrung gebracht hatten. Aber sie mußten sich nacheinander an die Bischöfe von Campanien und Tusciens, der Emilia, Liguriens, Burgundiens und endlich Galliens wenden, und nachdem sie von diesen wie von den Äbten und Grafen der Landschaften mehrfach freundlich aufgenommen, meistens jedoch feindselig abgewiesen waren, kamen sie endlich nach Verlauf eines Jahres erschöpft in Aachen an, und zwar zur Zeit des großen Fastens in der Hauptwoche.

Am Tage vor Ostern selbst erschienen sie dann in Audienz vor dem Kaiser, der hierzu seinen großen Ornat angelegt hatte. Und den Abgesandten desjenigen Volkes, das einst dem ganzen Erdkreise so furchtbar gewesen war, erschien Karl vor allen von so gewaltiger Majestät, als ob sie niemals vorher einen König oder Kaiser erblickt hätten. Doch Karl nahm sie gütig auf und gestattete ihnen, überall frei umherzugehen und alles in Augenschein zu nehmen und nach Belieben Fragen zu stellen.

Darüber waren sie hoch erfreut, jedoch den Kaiser anzusehen und ihn zu bewundern, setzten sie über alle Reichtümer des Morgenlandes. Sie stiegen dann zum Söller hinauf, der die ganze Basilika in Aachen umgibt, und sahen von hier den gesamten Klerus und die fränkische Bevölkerung an; dann gingen sie wieder in die Nähe des Kaisers und konnten sich vor Freude des Lachens nicht enthalten. Sie klatschten in die Hände und riefen: „Früher sahen wir nur staubgeborne Menschen, jetzt erblicken wir goldene!“ Und sie gingen an die einzelnen fränkischen Großen heran und bewunderten ihre Kleider und Waffen, hierauf kehrten sie zu Karl zurück.

Am nächsten Tage wiederholten sie das alles, und dann erschienen sie auf Karls Einladung zu dem großen Festmahl, wo sie

mit den Fürsten des Reiches und des ganzen Europa tafelten. Freilich wirkte der Eindruck des Fremdartigen so stark auf sie, daß sie fast nichts essen konnten. Doch Karl konnte träge Ruhe nie lange erdulden, und so lud er schon am nächsten Tage die fremden Gesandten zur Jagd auf Büffel und Auerochsen ein. Als jene die ungeheuren Tiere erblickten, wurden sie von tödlichem Schreck ergriffen und entflohen der weiteren Jagd.

Karl ließ sich dadurch nicht stören, und als er auf seinem herrlichen Pferde an eines jener Ungetüme herangekommen war, zog er sein Jagdschwert, um dem Tiere den Kopf vom Rumpfe zu trennen. Aber der kräftige Hieb ging fehl, das Tier zerriß den Schuh und die Beinbinde seines Angreifers und streifte mit der Spitze seines Hornes das Schienbein, so daß der Herrscher leicht verwundet wurde. Das Tier selbst war durch den Angriff wütend geworden und entfloh in ein dichtes Waldgefälle, wo es durch gestürzte Bäume und Felsblöcke gesichert war.

Die Jagdgenossen beeilten sich nun alle, ihre Hosen abzulegen, um dem Herrscher dienlich zu sein, Karl verwies es aber und meinte, in solchem Aufzuge wolle er vor seine Gemahlin Hildegard kommen. Indes war Isambardo, der Sohn des (westfränkischen Grafen) Warin dem Tiere gefolgt und hatte es endlich mit dem Speer zwischen Schulter und Kehle getroffen; dem Kaiser ließ er die Erlegung des Wildes melden, doch dieser nahm scheinbar keine Kenntnis davon und ritt nach Hause zurück.

Er zeigte der Hildegard sofort seine zerrissene Beinbekleidung und fragte sie: „Wessen ist der Mann wohl würdig, der mich von einem solchen Ungetüm befreit hat?“ Als die Fürstin meinte, daß der Tapfere alles Gute verdiene, erzählte ihr Karl den ganzen Hergang, und man brachte ihr die riesigen Hörner des Tieres zum Beweise der Wahrheit; alsbald befiel die Herrin heftiges Schluchzen und Weinen. Dem Isambardo aber, der früher in völlige Ungnade beim Kaiser gefallen war und dem man alles genommen hatte, warf sich Hildegard zu Füßen; sie verlangte, daß ihm sein ganzer Besitz zurückerstattet wurde, und sie ehrte ihn selbst mit Geschenken.

Die Gesandten Haruns brachten übrigens dem Kaiser kostbare Gaben ihres Herrn, nämlich einen Elefanten, seltene Affen, Balsam, Narde und Salbe von mancherlei Art, Spezereien, Wohlgerüche und eine Menge von Heilmitteln. Sie wurden bald mit Karl vertrauter, und eines Tages, als sie durch reichlichen Genuß starken Bieres etwas aufgeräumt geworden waren, sagten sie in scherzendem Tone zum Kaiser, der stets ernste Mäßigung bewahrte: „Ja, Herr Kaiser, groß ist Eure Macht, aber sie ist doch viel geringer als ihr Ruf im Orient.“

Karl unterdrückte seinen Unwillen hierüber und fragte gleichfalls in scherzendem Tone: „Warum sprecht ihr so, meine Lieben? Woher wißt ihr das?“ Da erzählten ihm jene von ihrer Reise, wie es ihnen in den Mittelländern ergangen sei: „Wir Perser und Meder, Armenier und Inder, Parther und Elamiten, kurz alle Morgenländer, wir haben vor Euch viel mehr Ehrfurcht als vor unserm eigenen Herrn Harun, dem Kalifen. Und nun erst die Mazedonier, überhaupt alle Griechen! Die fürchten sich vor Eurer Macht mehr als vor den Fluten des ionischen Meeres.“

„Auch die Bewohner aller Inseln, die wir auf unserer Reise berührten, sind im Gehorsam gegen Euch so fest und zuverlässig, als wären sie alle in Eurer Pfalz erzogen und von Euch mit großen Lehen beschenkt worden. Aber die Fürsten der eigentlich fränkischen Länder denken anders, wie uns scheint; sie kümmern sich nicht um Euch, außer wenn sie vor Euch stehen. Denn da wir als Freunde von ihnen um Euretwillen Gefälligkeiten und Gunst erbatnen, indem wir auf dem Wege zu Euch waren, haben sie uns fast alle ohne Hilfe und Unterstützung gelassen.“

Der Kaiser nahm das sehr ungnädig auf und ließ alle die schuldigen Grafen und Äbte, durch deren Gebiet die Gesandten gereist waren, einfach absetzen, während er den Bischöfen eine sehr hohe Geldbuße auferlegte. Und er befahl, daß die Gesandten mit aller erdentlichen Vorsicht und Ehrenerweisung bis zu den Grenzen des Kalifats geleitet würden.

Dem Kalifen aber schickte der Kaiser Pferde und Maultiere aus Spanien und Kleiderstoffe aus Friesland von weißer, grauer, Mantius, Mären und Satiren aus dem Latemischen

purpurner und blauer Farbe; denn er hatte gehört, daß solche im Orient selten und kostbar waren. Da Harun ihn um Hunde für Löwen- und Tigerjagden gebeten hatte, so sandte ihm Karl auch solche Rüden, die sich durch Kraft und Wildheit auszeichneten.

Als diese Geschenke ankamen, kümmerte sich Harun wenig um das andere, fragte aber die fränkischen Gesandten, gegen welche wilden Tiere die großen Hunde gehezt würden. Er empfing die Antwort, daß diese Hunde augenblicklich alle Tiere zerrissen, auf die sie losgelassen würden. Da meinte er: „Das wird der Erfolg bald zeigen.“ Und schon am nächsten Tage erhob sich bei Bagdad ein gewaltiges Geschrei von Hirten, die vor einem Löwen flohen.

Als man am Kalifenhofe hiervon hörte, wandte sich Harun an die fränkischen Gesandten mit den Worten: „Wohlan, ihr fränkischen Bundesgenossen, steigt auf eure Pferde und folgt mir.“ Das taten jene auch, und als man des Löwen ansichtig geworden war, ließen sie auf Befehl des Kalifen die Hunde gegen ihn los. Mit gewaltigem Angriff nahmen diese das Tier und hielten es fest, so daß die Gesandten ihm mit ihren Schwertern, die in Sachsenblut gehärtet waren, den Rest geben konnten.

Auf Harun machte dieser Anblick einen großen Eindruck. Er zweifelte nicht mehr, daß Karl der gewaltigste aller Fürsten sei, und brach in eine begeisterte Lobeserhebung aus: „Nun weiß ich genau,“ sagte er, „daß ich durch den Ruf nur Wahres über meinen Bruder Karl vernommen. Durch seine unablässige Stählung bei den Gefahren der Jagd und durch seinen unermüdlichen Eifer im Üben seiner körperlichen und geistigen Kräfte hat er es dahin gebracht, daß er alles Irdische bezwingt. Was soll ich ihm schenken, das seiner würdig ist?

„Schenke ich ihm das Gelobte Land, so wird er es wegen der großen Entfernung vor feindlichen Einfällen nicht schützen können; oder wenn er es bei seiner angeborenen Großmut verteidigen will, so werden die dem Frankenreiche benachbarten Länder sich von ihm trennen. Aber so will ich's versuchen! Ich werde ihm das Heilige Land schenken und will selbst sein eigener Vogt dafür sein. Und er

soll an mir einen treuen Verwalter der Landeseinkünfte finden, wenn es ihm gefallen wird, mich durch seine Boten zur Rechenschaft zu ziehen.“

6. Karl und der Langobardenkönig

Nachdem der Langobardenkönig Desider seine Großen durch schweren Eid verpflichtet, schloß er sich in seiner Hauptstadt Pavia ein. Da unternahm Karl eine Heerfahrt gegen ihn. Nun war einige Jahre früher Otter, einer der vornehmsten Franken, bei Karl in Ungnade gefallen und deshalb zu Desider geflohen. Als man in Pavia wußte, daß die Franken demnächst anrücken würden, bestieg Desider mit Otter einen hohen Turm, um von hier aus den Anzug des Feindes zu beobachten.

Zuerst erschien der Troß des fränkischen Heeres, und Desiders Frage, ob Karl dabei sei, verneinte Otter. Darauf kam der eigentliche Heerbann des weiten Reiches, und Desider wiederholte seine Frage, erhielt aber dieselbe Antwort. Da begann er sich zu fürchten und sagte: „Was sollen wir tun, wenn noch mehr Krieger mit Karl kommen?“ Otter meinte: „Du wirst schon sehen, wie furchtbar er kommen wird. Was aber aus uns werden soll, weiß ich nicht.“

Die gleiche Antwort wie früher wurde Desider zuteil, als die Hoffschule mit dem königlichen Gefinde heranzog. Als aber die Bischöfe des Reiches und die Äbte und die Kapellane des Königs mit ihrem kriegerischen Geleite kamen, da verließ den König die Geistesgegenwart, und er stotterte die Worte heraus: „Komm, steige mit mir hinab und verbirg dich mit mir in der Erde vor dem Anblicke eines so furchtbaren Gegners.“ Da überfiel auch den Otter bleiche Furcht, denn er kannte die Macht und die gewaltige Kriegsrüstung Karls, dem er in früheren Zeiten sehr nahegestanden hatte, und er sagte: „Wenn du sehen wirst, daß die Gefilde von eiserner Saat erschauern, und wenn Po und Tessin über die Mauern der Stadt Meerestwogen ergießen werden, welche schwarz wie Eisen sind, dann magst du glauben, daß Karl kommt.“

Und kaum hatte er ausgesprochen, da nahte sich von Westen

her eine finstere Wolke, die die Helle des Tages in dunklen Schatten verwandelte. Und als nun der Kaiser selbst heranzog, schien es den beiden, als ob der Glanz der Waffen einen Tag anbrechen lasse, der finsterner als jede Nacht war. Und da erschien auch der eiserne Karl, auf dem Haupte den Eisenhelm, an den Armen Spangen und Armel von Eisen, um die kräftige Brust und Schulter den Eisenpanzer, in der Linken den eisenbeschlagenen Speer schwingend, während die Rechte an das unbefiegbare Schwert griff. Sogar die Hüften, die sonst wegen des Schwunges in den Sattel gewöhnlich frei von Waffenschutz blieben, zeigten bei ihm kleine Eisenplatten. Eisern waren seine Beinshienen wie bei allen seinen Kriegern. Nur Eisen zeigte sein Schild, eisern war Farbe und Mut seines Rosses. Und alle Krieger, die vor ihm und an seinen Seiten zogen und die ihm nachfolgten, hatten sämtlich dieselbe Tracht. Eisen erfüllte das Feld und die Straßen, von der Schneide der Eisenwaffen zuckten die Sonnenstrahlen zurück. „Wehe, Eisen, nichts als Eisen!“ so erscholl es in Pavia. Alles das übersah Otker in einem Augenblick, und nachdem er zu Desider gesagt hatte: „Das ist Karl, nach dem du so oft gefragt hast“, stürzte er fast leblos zu Boden.

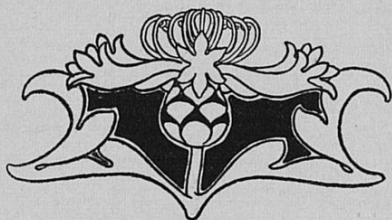
7. Der Kaiser und das Wikingerschiff

Einst kam Karl unerwartet in eine Hafenstadt Galliens, und als er hier unerkannt beim Essen saß, wagten Normannen, im Hafen Seeraub zu treiben. Man sah die fremden Fahrzeuge, und einige hielten sie für jüdische Rauffahrteischiffe, andere für afrikanische, wieder andere für britannische Segler. Karl indes erkannte aus der ganzen Bauart der Schiffe und aus ihrer großen Beweglichkeit, daß es sich nicht um Kaufleute, sondern um die gefährlichen Reichsfeinde handle, und er sagte zu seiner Begleitung: „Diese Schiffe sind nicht mit Waren angefüllt, sondern mit unsern schlimmsten Feinden besetzt.“ Hierauf eilten alle, die mit ihm waren, zum Hafen.

Aber die Normannen hatten inzwischen gehört, daß der Kaiser in der Stadt sei, und da sie ihn gewaltig fürchteten, so entzogen sie

sich sowohl den Schwertern als den Augen ihrer Verfolger durch die eiligste Flucht; denn sie meinten, daß sonst ihre ganze Flotte zerschellen und die Schiffe in kleine Stücke zerbersten würden, wenn der furchtbare Karl über sie herfahre.

Als der Kaiser das bemerkte, stand er vom Tische auf, trat an das nach Osten gelegene Fenster, und während er dort verweilte, stürzten heiße Tränen aus seinen Augen. Niemand wagte ihn um deswillen zu fragen, als er aber endlich mit Weinen aufgehört hatte, glaubte er doch seinen Tapferen die Ursache seiner Tränen erklären zu müssen, und redete so zu ihnen: „Wißt ihr auch, meine Getreuen, warum ich so heftig geweint habe? Ich fürchte mich nicht etwa vor den Feinden, denn die wollen nichts bedeuten. Aber darüber muß ich heftigen Schmerz empfinden, daß jene es gewagt haben, zu meinen Lebzeiten mein Küstenland heimzusuchen; und mehr noch schmerzt mich die sichere Voraussicht der Untaten und Leiden, welche meine Nachfolger und deren Untertanen durch diesen Feind werden erdulden müssen!“





V. Aus den Satiren des Amarcus



Unsere Vorfahren hatten die schöne Eigenschaft, die Unglücklichen und Armen zu unterstützen, sie sammelten freilich nicht große Geldhaufen und trieben keinen Kornwucher. Sie erwählten die Männer, welche durch Tapferkeit und durch die Klugheit des Alters hervorragten, zu Herzögen, Grafen und Großen. Wer zu jener Zeit nicht angesehen war, dem wurde keine öffentliche Gewalt übertragen,

wenn er auch mit zitternder Hand hundert Pfund Silbers oder eine Menge glänzender Edelsteine zu den Schlössern der Vornehmen schleppte. Wer aber heute einen kleinen Handel treibt oder alte Beutel zusammenslickt oder Holzbecher drehselt, dem gibt man ein hohes Amt, sobald er nur die Vornehmen mit einer großen Geldsumme besticht: da sieht niemand mehr auf die frühere Schusterahle, niemand kümmert sich um den alten Erbdel, der im Hause liegt, das Geld verleiht gute Abkunft, Schönheit und Rechtschaffenheit. Nur wer reich ist, dem huldigen die Fürsten wie die Niedrigsten, er allein wird gelobt und geliebt, er steht in Achtung.

Wenn der Arme erst zu Reichtum gelangt ist und statt des früheren elenden Kittels ein weißes Gewand trägt, da schämt er sich, noch auf den Boden zu blicken und an sein früheres Los zu denken. Er bläst seine Backen so auf, wie die Schultern von häßlichem Ge-

schwür anschwellen, und mit dem hochfahrenden Tone des Emporkömmlings sagt er zu sich selbst: „Ha, wer bin ich jetzt! Wer gleicht mir? Wahrhaftig niemand, denn das Brot, das ich jetzt esse, ist weißer als der Schnee vom Kaukasus; und ich brauche mir jetzt das Zahnfleisch nicht mehr an harten Rinden wund zu reiben, denn für mich wird jetzt der Vogel an der Leimrute und der Fisch am Angelhaken gefangen!

„Schön ist mein Mantel, Purpur und Scharlach zieren ihn. Warum soll nicht ein Barett mein gekräuselttes Haar bedecken, warum soll ich nicht ein goldgeziertes Wehrgehörn tragen? Wenn es mir gefällt, könnte ich jetzt meinen ganzen Leib mit funkelndem Edelstein und mit Perlen decken. Wenn es mir beliebt, kann ich jetzt in einem Wagen fahren, wie die großen Herren es tun.

„Bislang habe ich es geduldet und nicht wiedergebissen, wenn jemand zu mir sagte: ‚Garstiger Floh‘ oder ‚übelriechende Wanze‘. Wenn das jetzt jemand tun sollte, so würde ich ihn ‚Ahu‘ oder ‚Sau‘ nennen, denn das könnte ich mir nicht mehr gefallen lassen. Ja, einst habe ich in meiner ärmlichen Hütte Sandalen geflochten und Pferdeschellen gehämmert oder aus biegsamen Weidenruten Körbchen gefertigt. Aber diese Zeit ist vorbei, meine Tüchtigkeit und der gefüllte Geldkasten haben mich weit emporgehoben. Mit solchen Leuten mag ich nichts mehr zu tun haben, die unter der Weispappel oder im Buschwerk nächtigen und ihr Stückchen Feld mühsam mit Erbsen bebauen. Jeder hebe sich weg von mir, der nicht feine Kleider besitzt; jeder verlasse mich, wer die Krätze hat oder wer ein Tölpel ist, wer schielende Augen oder krumme Beine hat, denn ich bin mehr als solche Leute!“

Sagt mir doch, ihr Genossen, warum soll ich mich nicht darüber ärgern, daß ich diesen Kerl da in das Fell der behenden Hyäne gehüllt sehe? Mit einem grünen Mantel aus feinem Tuch hat er sich bedeckt, und früher hat er nur ein schlechtes Bockfell getragen. Allerlei Gesindel kommt jetzt aus dem Sigambrierlande oder von der fernsten Insel aus dem Norden her, mag es ein Walker sein oder einer, der Liebestränke bereitet, oder einer, der mit Steinbrech

den Blasenstein vertreibt, mit Andorn den Husten heilt oder Schöllkraut gegen die Krätze gibt. Kommt so ein Mensch aus der Fremde hierher, dann schwillt er auf wie ein Pilz oder wie Eibisch, er erhält Landgüter und Ehrenstellen. Uns Einheimische verlacht er und weiß uns ein Bein zu stellen. Postausend! Was hat der für eine schöne Spange an seinem Mantel und für einen herrlichen Saum an seinem Gewande! Niemand kannte ihn, als er aus der Fremde arm und elend wie ein Bettler zu uns kam. Das soll ihm wahrhaftig nicht gut ausgehen!

* * *

Einen andern hat die Üppigkeit gepackt und mit einer Lanze angegriffen, welche aus dem Tausendgeschmackswalde stammt, und hat über ihn einen Regen von Saucen ausgegossen. Jener ist bei dem Angriffe gestrauchelt und hat nicht die Kraft gehabt, sich zu wehren: „O, wenn mir“, sagt er, „der Duft von gebratenen Rebhühnern in die Nase stiege, und wenn ich den Gaumen mit Pfeffer und anderem kostbaren Würzwerk reizen und köstlichen roten Falerner dazu schlürfen könnte! Ach, wenn es mir vergönnt wäre, mir den Leib zu füllen mit allerhand seltenem Seegetier, das in Flüssen unbekannt ist!

„Wahrhaftig, ich glaube, solche köstliche Nahrung würde mich wohl gesund machen. Sklave, lauf und sieh, was du Gutes bei den Hökern findest.“ Es kommt guter Wein, Scherbet und Met. „Ach was, meinerwegen kann der Ungar Brot essen und der Sachse Wasser trinken — in meinen Magen soll nur edler und feiner Wein fließen. Sklave, eile zum Markt und kaufe dort, was es an feiner Kost gibt, bringe mir Brot und guten Kuchen her.

„Dann nimm einen Besen und kehre den Schmutz weg. Und damit Narzissen und Lilien erglänzen können, so schmücke die Vorkhalle mit buntfarbigem Gestell und ziere das Speiseseffa mit kostbaren Polstern, nachdem du es sorgfältig mit Feilspänen abgerieben hast. Ich weiß zwar nicht, ob ich Hunger haben werde, aber lege die Tafel nur immer auf! Was steht du, du Nichtsnutz, und zögerst und quälst deinen Herrn, der Verlangen hat?“

So spricht er und fällt mit angezogenem Oberarm rücklings hin; beständige Krankheit hat ihn gepackt, und stets muß er auf den Tod gefaßt sein. Denn das unmäßige Essen hat den Schlemmer krank gemacht, fortwährend wechselt bei ihm Gebratenes und Gekochtes, Fleisch von zahmen Tieren und Wildbret. Neben dem Herrn, der sich mit meerblauem Wasser die Hände reinigt, steht in scheuer Ehrfurcht der Sklave mit zottigem Handtuch. Und bald füllt feines Brot die gierigen Backen, und weil der Leib des Vornehmen sich von gewöhnlicher Speise bedrückt fühlen würde, so werden gewaltige Fischschüsseln aufgetragen, auf denen Steinbutt und Seebarsch prangt. In gewölbter Schale sieht man Messer und Löffel ruhen (Gabeln waren zu jener Zeit noch nicht üblich), und in goldenem Geschirr blinkt köstlicher Trank. Den Falerner hat man beiseite gestellt, Wein aus Chios füllt die Becher, und die Frucht der Orange wird mit Beifall begrüßt.

Es ist wohl nicht nötig, zu sagen, daß dabei die Schauspieler und Sänger mit ihrer erheuchelten Lobhudelei nicht fehlen dürfen. Mit ihren Scherzreden wissen sie dem Herrn listig große Schätze abzuschwätzen, wenn ihnen auch der Geber dafür fast den Kopf spalten sollte. Dabei nimmt das große Vermögen freilich schnell ab.

„Ich wünschte, daß süße Speise jetzt schmeichelnd in meinen Mund gelangte und daß liebliche Töne dabei die Ohren ergötzten! Da unser Verweilen hier auf der Erde doch nicht lange währt, warum soll ich da ‚Wehe‘ über mich rufen, wenn ich nicht von Krankheit geplagt werde, wenn ich nicht an den schwellenden Blattern oder an heftigem Seitenstechen leide? Nein, so steht mir der Sinn nicht. Heda, Sklave, wirfst du gleich kommen? Weißt du keinen kundigen Sänger oder tüchtigen Zitherspieler, oder jemand, der zur Handpauke die Laute gut zu spielen weiß? Das sage ich dir, wenn jetzt kein lydischer Sänger zur Hand ist, der liebliche Töne hervorzaubert — doch laufe nur, mein Verlangen nach Gesang wird immer ungeduldiger und heißer!“

Bald kommt der singende Spasmacher, nachdem ihm sein Lohn zugesagt ist. Und wenn er dann seine Fidel aus der rindsledernen

Hülle herausgenommen hat, da läuft das Volk aus allen Höfen und Straßen zusammen, und voller Verlangen richtet es seine Blicke auf den Sänger, wie er unter leisen Tönen mit erhobenen Fingern seine Saiten stimmt, die aus feuchten Schafsdärmen zubereitet wurden, und wie er die Saiten bald zart bald rauh ertönen läßt.

Wie wenn jemand aus fremder Zone kommt, wo die rotglühende Sonne ihre Hitze über die afrikanischen Fluren ausgießt, oder wo der Himmel stets winterlichen Reif über die von der Kälte hartgewordenen Gelände streut und der Hauch an der Nase zu Eis erstarrt, er sich wundern würde, daß unter demselben Himmel ein doppeltes Klima sich findet, nämlich starrende Kälte neben der größten Hitze: so verschiedenes trägt der Sänger vor, indem er nun unter Begleitung seines Instruments davon singt, wie die Schleuder des Hirten den mächtigen Goliath erschlug und wie der Schwabe einst seiner Frau List mit List vergalt (Amarcius spielt hier auf die hübsche Geschichte vom „Schneekind“ an), wie der geistreiche Pythagoras die acht Töne für den Gesang erfand und wie süß die Stimme der bezaubernden Nachtigall klingt.

Inzwischen ist der Herr längst durch Trompetentöne zur Jagd angeregt worden, mit den Sporen treibt er sein schnelles Pferd durch Gebirge und Wald und Hain. Linden und Buchen und Eschen hallen wider vom Jagdgetöse, der Speer durchsaust die Luft, und mächtiges Wild sinkt zu Tode getroffen. Und auf die zarten Jungen im Lager macht man Jagd, sie sollen daheim an der Kette gezähmt werden; daher fängt man sie jetzt mit Netzen, so wie die Spinne mit ihrem Gewebe den Fliegen Verderben bereitet. Den schnellen Hirsch ereilt man durch behende Treibjagd, in deren Kessel sich Luchse und Wildziegen, Bären und Eber hineinstürzen. Endlich erjagt man mit dem Sprengel den räuberischen Falken und setzt ihm ein Krönchen auf und füttert ihn, damit der Herr später in der dunklen Höhe des Schuppens, wo man ihn hält, sehen kann, wie sich sein glänzendes Gefieder erneut.

*

*

*

Mag dir nun das Land der Kappadoker oder der Garamanten untertan sein, und mögest du Assyrien beherrschen und die Völker, welche das Gebiet des Hydaspes bewohnen, ja mögest du Herr sein auf der ganzen Erde und sich alles vor dir beugen: dennoch mußt du einst dahin wandern, wohin Cäsar ging. Der Alleinherrscher der Welt wird von einem kleinen Raum umschlossen, nachdem Spurrinna und Calpurnia ihm sein Ende vorausgesagt hatten. Auch Herodes mußte sterben, da ihn die göttliche Strafe traf, nachdem er das Weib seines Bruders entführt hatte. Verschmähe doch die falschen Schätze dieser Welt und fliehe ihre nichtigen Beschäftigungen!

Nur dann bist du ein tüchtiger und bedeutender Mann, wenn du die Augen von Tausenden von Menschen auf dich ziehst und die Leute von dir sagen: „Dieser ist unter einem guten Stern geboren, er kann sein Wams von Biberpelz mit kostbarem Rauchwerk ausschmücken; er trägt das Fell der Haselmaus mit feinem Stoffe und eine graue Wildschur.“ So verblendet die Ruhmsucht viele Menschen. Was ist der Schlemmer und Reiche, der sich in Purpur kleiden kann, anderes als ein Mensch? Eine kleine Fliege kann ihn so schnell töten, wie die Blüte des Gertenkrauts oder die schneeweiße Blume des Ligusterstrauches dahinwelkt.

Wenn du als ein ganzer Mann von der Welt angesehen sein willst, so mußt du ein gehöriger Schlemmer sein. Wenn der Knecht zu dir sagt: „Herr, esset doch!“ da antwortest du, nachdem du reichlich gegessen hast: „Ich kann nicht mehr! Aber, gib nur immer her, ein Bissen will ja zum andern. Nur sage mir zuerst, was in der Küche dampft.“ „Wir werden Fische mit Sauce haben und Braten mit Kraftbrühe, oder auch Rochfleisch, wenn du es lieber magst, ferner Enten und Eingemachtes.“

„Du bäurischer Kerl, wie kannst du so wenig auf den Wink deines Herrn achten! Weg mit alledem! Weißt du nicht, daß ich diese gewöhnlichen Speisen vollständig verschmähe? Mir solches Zeug vorsetzen zu wollen! Das kann ein Schiffsknecht genießen oder ein Tagelöhner oder Schuhlicker; dazu ist der gut genug, der Getreide ausdrischt und mahlt, oder ein schmutziger Schweinehirt. Ich halte

es mit einer feinen Suppe und auserlesenen Speisen, wie sie für den Magen des Herrn taugen! Das ist mein, was von Lastwagen und Karren, von Schleifen und Schiffen hergeschleppt wird. Also nur seltene Speisen will ich vorgesezt erhalten!"

"Nun wohlan, sagt mir nur, was Ihr eigentlich wünschet! Etwas ein Stück Bär oder einen Braten vom Igel, vom Pfau oder Schwan? Ich habe das alles und kann es geben." „Ja, das ist etwas Seltenes und tut gut. Ich möchte wohl davon haben." „Wenn dir aber der Pfau behagt oder der Specht in seinem bunten Federkleide, warum verschmähtst du den Specht? Du kannst dich aber auch mit Geschwägigkeit sättigen, und wenn du willst, so verzehre doch einen Papagei oder eine grauschwarze Dohle!"

O du ruchloser Mensch, warum willst du dir mit Essen den Leib sprengen? Nun, wohl, gehe nur mit vollem Magen ins Bad und häufe Mahl auf Mahlzeit, du wirst schon sehen, wie deine Gesundheit darunter leiden muß!

* * *

Dort ist einer, der, nur auf den Gewinn erpicht, sein Leben kümmerlich mit Wegebreit fristet und sich von allerhand wilden Kräutern nährt und dabei seine kostbaren Mosaikplatten mit eingelegten Steinen zählt. Und wenn er einmal findet, daß beim Wägen des Geldes ein Groschen auf der Wage fehlt, da wirft er das Rechenbrett beiseite und schreit wiederholt: „Wehe mir!“ Findet er aber das Geld an Gewicht reichlicher, als er erwartet hatte, dann ruft er freudestrahlend aus: „Sei mir gegrüßt, mein Gold, du bist das heiligste aller Dinge, sei mir gegrüßt! Du strahlst in schönerem Rot als Mennig, dein Glanz gleicht den Strahlen der unzugänglichen Sonne, du strahlst herrlicher als das Licht des Himmels! Ach, ohne dich bin ich nichts, du erst gibst mir das Leben!“ Und mit lächelnder Lippe küßt er das Gold und kann sich in seiner Habsucht gar nicht satt daran sehen.

Wie verschieden von diesem Geizigen ist der Verschwender! Als sein Vater die Augen zugebrückt hatte, waren ihm tausend Morgen

als Erbe zugefallen, aus hundert Keltern floß ihm der Wein zu, achtzehn feste Burgen besaß er, und hoch gebaute Städte nannte er sein. Aber bald wendete sich sein Los, denn das Glück kehrte das Rad nach der andern Seite hin: der Reiche wurde aller Ehre und allen Ansehens bar, und sein ungeheures Vermögen hat sich verflüchtigt. Von nächtlichem Straßenraub muß er jetzt leben.

Der Stachel der Verschwendung hatte ihn getroffen. Täglich aß er Pfauen und Krametsvögel, aus dem feinsten Mehl ließ er sich kleine Kuchen bereiten. „Gerste, Hafer und Korn mögen die Bauern essen“, sagte er. Und in den feuchten Trinkstuben lernte er ganze große Krüge voll Wein austrinken. Da wechselte er oft, bald zog er heurigen dem älteren Jahrgange vor, bald lobte er den Wein, der schon seit drei Jahren auf dem Fasse lag, und den Durst erregte er sich immer wieder von neuem, indem er Schinken und Wurst aß und dann ungeheure Schalen des köstlichsten Weines leerte. Ja, er stürzte solche Humpen hinunter, daß ihm der Wein wieder aus dem Magen hervorbrach. So halten die Lasterhaften nie die rechte Mitte, sie denken nicht an das griechische Sprichwort: Nichts zu sehr.

* * *

O, welches Verderben hat die zügellose Begierde schon über Herzöge und Leute aus dem gemeinen Volk gebracht! Die Neigung zur Ehe hat zwar den vornehmen Herrn erfaßt, aber der Vampyr Wollust, der schon den Simson und die Iddia berückte, herrscht vor allem in seinem Gemach, das von Elfenbein erschimmert. Mit kurzgeschnittenem Haar, wie die Männer, laufen da die Jungfrauen in den Sälen der Reichen umher, um sich von ihnen in schändlicher Weise gebrauchen zu lassen!

Dieser Taumel ergreift die Augen mit verlockenden Bildern, etwa so wie sich die Kinder von Gespenstern und Schauspielern täuschen lassen, oder wie der Trunkene und der Schielende das Licht doppelt sieht. Da ist es auch für den, der sonst eine gute Unterscheidungs-gabe besitzt, schwer, sich nicht täuschen zu lassen, wenn die Mädchen ihren Rock verschmähren und ihre Beine in Hosen und Stiefeln hüllen,

und der Schenkel aus dem Hemd hervorguckt. Man kann nur mit Mühe ihr eigentliches Geschlecht herausfinden.

Das ist ganz ähnlich, wie wenn ein unbärtiger Jüngling, dem der erste Flaum sproßt, sich von seiner Männerstirn langes Mädchenhaar herabwachsen läßt, das Haar in ein Chignon bindet, an seine Wangen einen dünnen Streifen von feinem Leder legt und im Schleppekleid einhergeht, das seine Füße vollständig bedeckt, oder wenn er sich gar an den Spinnrocken setzt. Auch da kann man die Wahrheit nicht sehen. Wir Blauäugigen werden dadurch so genarrt und hinteres Licht geführt, so wie eine Pfütze den abendlichen Wanderer täuscht.

Auch Priester und Äbte werden von diesem abscheulichen Laster ergriffen, wenn man es glauben darf. Der Kleriker wird dadurch seinen Säkungen untreu und der Jünger des heiligen Benedikt vergißt seine Pflichten. Man kümmert sich nicht mehr um Kloster und Chor, sondern man besucht die übelriechenden Lasterhöhlen. Und wenn kein niedliches Mädchen da ist, so begnügt man sich mit einer fast schon zahnlos gewordenen Alten, die ihr Liebesliedchen heulend absingt. Ja die Schüler des Klosters wissen jetzt schon solche Orte aufzusuchen, die ihnen lieber sind als die Stellen, wo man geweihte Reliquien aufbewahrt; und sie lassen sich nicht durch die Häßlichkeit und das Alter der Mädchen abschrecken, denn tief sitzt im Menschen die wilde Begierde, die ihn zwingt, Recht und Glauben außer acht zu lassen.

*

*

*

Was soll ich von den Räubern sagen, die nach Art der wilden Tiere an den Kreuzwegen lagern oder umherschweifen und finstere Höhlen und dunkle Verstecke bewohnen? Weder schlechtes Wetter noch der Reif, der das Geäst der Waldbäume dicht umgibt, hält sie von ihrer Höhle ab, weder das glatte Eis noch der brennende Durst in der Hitze. Und schrecklich treiben es die Räuber und Diebe, die mit verbrecherischer Hand die Paläste der Könige nach Beute durchwühlen. Wenn sie der Hunger nach Gold ergriffen hat, so schämen sie sich nicht, den Dolch aus der Scheide zu ziehen und leben-

bedrohende Hiebe auf ihre Opfer auszuteilen oder nach dem Kopfe mit der Pike und mit der Axt zu schlagen. Denn ihr Verlangen geht nach den blitzenden Gewändern derer, die sie verstümmelt haben, und nach deren goldgestickten Purpurmänteln.

Und es ist nicht angenehm, von der rabenähnlichen Gier der Geistlichen zu reden, welche von unerfättlicher Herrschsucht getrieben werden, so wie der Schlag den Reifen der spielenden Kinder treibt. So gierig öffnet der hungrige Wolf den Rachen nicht, wenn er die Schafe beim eingeschlafenen Hirten auf saftiger Weide sieht, wie die Leidenschaft der Priester auf Kirchen erpicht ist, denen der Leiter fehlt. Denn man hofft selbst das schöne Geld zusammenscharren zu können, welches so viele einfältige Toren mit voller Hand darbieten.

Da scheut sich der Priester nicht, den Bischof in seinem Schlosse aufzusuchen und eine volle Geldkase mit glänzendem Inhalt mitzubringen. Damit besticht er die Diener und heitert den Herrn auf, denn sobald der gestrenge Bischof das Gold gesehen hat, so verklärt sich sein Antlitz zum Lächeln. Wenn es nun jenem mit Hilfe des Geldes geglückt ist, Priester auf dem Lande zu werden, da wagt er es ungeschont, den Leib des Herrn den Schwachen zu entziehen, wenn man ihm nicht gutwillig vier Groschen gibt.

Und wenn ein Kind von plötzlicher Krankheit ergriffen wird, das noch nicht getauft ist, so schreckt der Abscheuliche die Verwandten, die in großer Sorge um das Leben des Kindes sind, mit solchen Worten zurück: „Ach, was ist das für eine große und schwere Mühe!“ Und sobald dann die Eltern ihren Wunsch heftiger äußern, da wagt er ihnen zu sagen: „O, wenn ihr mir zwölf Silberstückchen in die Hand drückt, dann, glaube ich, würde jene Arbeit viel besser von statten gehen.“ Und so läßt er viele Menschen ohne die letzte Dlung dahinsterven, indem er ungebührlicherweise Zahlung dafür verlangt. Aber er wird einst Stola und Kelch schwer büßen müssen.

Es gibt auch Priester, die nur zu diesem bestimmten Zweck für die Gemeinde ihren Mund öffnen und ihr heilige Predigten verkündigen; sie scheinen nämlich mehr um des Geldes als um des himmlischen Lohnes willen zu predigen, was sie doch eigentlich umsonst tun

müßten. Und was soll ich von den Bekehrten sagen, die man mit ihrem richtigen Namen eher Bekehrte nennen müßte?

Sie hüllen wohl anfangs ihre üppigen Glieder in dunkles Gewand und suchen zuerst abgelegene Klöster auf. Bald zeigen sie aber ihre wahre Natur und bringen heimlich ganze Haufen von Gold und Silber zusammen, soviel als jeder nach seinem Vermögen imstande ist, um dann ihre glänzenden Schätze öffentlich zu zeigen und allmählich die umliegenden Landgüter durch Kauf an sich zu bringen.

Dieser will in seiner Herrschucht ein allmächtiger Dekan werden, jener strebt nach der Stellung als Armenpfleger; dieser möchte die Verwaltung der Wirtschaft erhalten, jener erstrebt die Propstei. Einem anderen, der immer nach Neuem trachtet, läßt der Neid keine Ruhe; er möchte nämlich die Angelegenheiten aller Brüder mit schrankenloser Willkür beherrschen.

Hat er das erreicht, wonach sein ruheloser Sinn strebt, so macht er sich eilends auf, um an den königlichen Hof zu gelangen. Wenn er dort sieht, daß die Bischöfe herrliche Stäbe tragen, die fast so weiß sind wie parischer Marmor, da läßt er aus tiefster Brust einen Seufzer hervorgehen; er schwimmt geradezu in Sorgen wie das Dotter im Eiweiß, und er spricht dann zu sich selbst: „Welches erwünschte Geschick hat dich, während die Hofleute in prächtiger Kleidung erstrahlen, an den abgelegenen Ort geworfen, wo du in altväterischem, häßlichem Gewand einhergehen mußt, und wo die Toren ihre weißen und rosigen Glieder in abscheulich schwarze Hemden hüllen und ihr Haupt mit dem Schermesser verunzieren?

„Was soll daraus werden? Willst du etwa für immer in diesem finstern Loch stecken bleiben? Nein, dagegen soll mir das Geld, der Herr der Welt, helfen. Vielmehr soll ein Bischofsstab diese Hand füllen, die noch weißer ist als des Stabes Elfenbein. Könnte es wohl für mich etwas Passenderes geben?“ Und so kommt es leider, daß die heilbedürftige Herde rettungslos umherirrt wie die Schafe, die dem Hirten abhanden gekommen sind; sie muß umkommen, da sie des treuen Leiters entbehrt.

Der Priester soll die Kinder ermahnen, daß sie ihren Eltern

gehorschen, er soll die Sklaven auf den rechten Weg bringen, daß sie ihrem Herrn treu dienen. Er ermahne die Frauen, ihren Männern gehorsam zu sein, und er schärfe den Männern ein, ihre Frauen freundlich und liebevoll zu behandeln, er predige alles das, was zu einem frommen und gottesfürchtigen Leben führt. Jeden guten Menschen soll er mit aller Macht aus den Händen der Bösen reißen, wie einst Raab tat, als sie die Gesandten unter Flachsbindeln versteckte, wodurch sie ewigen Ruhm gewann.

Niemals soll der Priester aus Haß gegen jemand sich zur Ungerechtigkeit verleiten lassen, und keinen Aufrührer soll er mit falscher Frömmigkeit verteidigen. Alles, was er lehrt und tut, möge von Mäßigung geleitet werden. Wer solches zu tun unterläßt, von dem weiß ich nicht, wie er der Leiter schlichter und einfältiger Menschen sein kann, denn es ist ja klar, daß wenn der Blinde den Blinden führt, beide in die Grube fallen müssen. Solche Priester sind nur vom Übel.

Auch manche Bischöfe sind von Schuld nicht freizusprechen, denn sie erheben meist rohe und lasterhafte Menschen durch Erteilung der Weihen zum geistlichen Stande und fragen in ihrer Torheit gar nicht danach, ob es ein Sklave ist, den sie ordinieren, oder ein freier, ein sittenreiner Mensch oder ein Wüstling, und ob sie es mit solchen zu tun haben, die sich scheuen, über ihr früheres Leben offen Zeugnis abzulegen, denn die Hauptsache ist, daß sie für die Priesterweihe auch tüchtig zahlen. Denn wenn man es glauben darf, so weihen sie nicht wenige, weil deren Hand heimlich mit Geld gesalbt ist. Von anderen fordern sie wieder ganz ungebührliche Unterordnung, und die meisten Heiligspaltungen nehmen sie nur deswegen vor, weil sie sich durch menschliche Ruhmsucht verführen lassen.





VI. Der Torenspiegel des Nigellus Wirecker



n der Nähe der italienischen Stadt Cremona lebte einst ein Esel. Da er sehr lange Ohren hatte, so entstand in ihm der Wunsch, auch einen längeren Schwanz zu besitzen, als ihm die Natur verliehen, und er wandte sich daher an die Ärzte, denn er glaubte, daß ihre Kunst ihm helfen könne. Aber Galien (so lautete im Mittelalter der Name des berühmten griechischen Mediziners Galen)

sagte ihm, daß sein Schwanz groß genug sei; werde er verlängert, so müsse er ihn im Schmutze nachschleppen, und bald werde er sich nach seinem früheren Schwanze zurücksehnen.

Außerdem sei die ärztliche Kunst unsicher und könne keineswegs den Erfolg bestimmen voraussehen. „Betrachte doch den Hirsch oder die anderen Tiere des Waldes, sie sind alle mit der Größe ihres Schwanzes zufrieden und sind edlere Leute als du. Und damit du zufrieden bist mit dem, was du besitzt, will ich dir eine Geschichte erzählen.

„Wir hatten im Hause meines Vaters zwei Kühe, die eine hieß Brunetta (Braune), die andere Vicornis (Zweihorn). Sie hatten sich einst zur Winterszeit am Abend verspätet und konnten nicht mehr nach Hause zurückkehren. Als sie sich nun auf eine schlammige Trift gelegt hatten, trat plötzlich scharfer Frost ein, und ohne daß sie es

ahnten, fror ihnen der Schwanz am Boden fest, so daß sie nicht aufstehen und nach Hause eilen konnten.

„Bicornis hatte ein junges Kalb im Stalle stehen, und deshalb wurde sie von großer Sorge überfallen. In ihrer Angst sagte sie zu Brunetta: ‚Es bleibt uns nichts übrig, als unsern Schwanz abzuschneiden, er ist ohnehin zu nichts nütze, höchstens, daß uns die Hunde daran zerren. Ich wenigstens will den Rest gern meinem Kälbchen von fünf Tagen weihen, denn die Hälfte haben mir schon die Hunde abgerissen.‘

„Mit diesen Worten nahm sie ein Messer und schnitt sich den Schwanz ab. Bevor sie aber nach Hause eilte, riet sie ihrer Gefährtin, dasselbe zu tun. Brunetta war jedoch hiermit nicht einverstanden: ‚Man soll‘, sagte sie, ‚in einer bedrängten Lage nicht gleich zum äußersten Mittel greifen. Raum sind noch wenige Stunden verstrichen, und wenn erst der Westwind weht, dann wird die Kälte schnell weichen. Und für unnütz halte ich meinen Schwanz keineswegs, er gilt mir im Sommer mehr als die Hörner. Bedenke doch, wenn die Wespen und Bremsen und Fliegen kommen, wie werden wir von ihnen gepeinigt! Der Schwanz ist dann unsere einzige Hilfe, und du wirst dich gewaltig nach ihm sehnen. Ich will lieber das Tauwetter abwarten und eine ganze Woche hier liegen, als daß ich mir meinen Schutz gegen die furchtbaren Bremsen abschneide.‘

„Hierauf schlief Brunetta ruhig ein, und als sie aufwachte, hatte sich das Wetter geändert: milde Lüfte wehten, alles Eis war geschmolzen, und Brunetta konnte sich erheben. Als sie nach Hause zurückgekehrt war, zeigte sich Bicornis untröstlich, daß sie ihre Zierde und ihren Schutz preisgegeben hatte. Bald darauf kam auch der Frühling, die Lerche schwang sich empor, die Amsel ließ ihr Lied erschallen, und der eintönige Ruf des Ruckucks durchdrang den Wald.

„Da kam auch das Heer der Insekten und quälte die armen Tiere mit unaufhörlichen Stichen. Brunetta verjagte mit ihrem Schwanz die lästigen Quälgeister leicht, aber Bicornis war ihren Angriffen schutzlos preisgegeben. In tollem Rennen jagte sie dahin, um sich vor ihnen zu retten, doch ihre Kraft zum Widerstande war

bald erloschen, und sterbend bekannte sie, daß sie selbst an ihrem Unglücke schuld sei. Die Hirten setzten ihr die Worte aufs Grab: „Solange sie töricht war, wollte sie Klügere belehren; seit sie vernünftig ist, dient sie den Würmern zur Speise.“

„So sei denn weise und lasse dir diese Geschichte zur Warnung dienen. Ich will dir indes die Hoffnung nicht ganz rauben, denn etwas ließe sich schon für dich tun. Wärest du zufrieden, wenn dein Schwanz um eine Elle länger würde?“ Als der Esel hierauf lachte, fuhr Galien fort: „So trabe denn eiligsten Laufes nach Salerno (hier war die bedeutendste medizinische Hochschule des Abendlandes, wenn man von den berühmten maurischen Hochschulen in Spanien und zu Montpellier absieht), um dort zu holen, was für die Kur notwendig ist; denn vielleicht finden sich dort die kostbaren Medikamente, für die du aber viele gute Büchsen mitnehmen mußt.

„Und schreibe dir nur gleich auf dein Fell, was du in Salerno zu verlangen hast: Marmorfett, den Schatten eines siebenfachen Backofens, das Junge einer Mauleselin, etwas frische Milch von einer Gans und einer Gabelweihe, je eine Drachme Fischotterlauf, Wolfsfurcht und vom siebenjährigen Bündnis des Hasen mit dem Hunde, einige Rüffe, welche die Lerche dem Sperber schickt, ein Pfund Pfauensprache, je ein Pfund Fischbrühe und goldgelben Bienensamen, vier Pfund weniger ein Lot Heilige-Nacht auf dem Jupiterberge eingesammelt, ein wenig Alpenschnee aus der Johannisnacht und endlich den Schwanz der roten Schlange und der Hausnatter. Diese herrlichen Stoffe brauchst du.“

Hoherfreut bedankte sich der Esel und versprach, alles getreulich zu verrichten, doch erbat er sich vorher noch den Segen Galiens für die Reise. Dieser lächelte und sagte: „Tausend Flüche seien mit dir, und zehntausend mit deinem Schwanze! Dein Trank sei Wasser, und Disteln deine Speise, Steine seien dein Lager, Tau und Regen deine Decke! Hagel, Schnee und Regen mögen dich überallhin geleiten, Kälte und Reif zur Nacht dich schützen! Und so möge dir denn außerdem recht oft ein bissiger Hund in die Beine fahren!“ „Amen!“ sagte der Esel und küßte den Galien zärtlich zum Abschied.

Burnellus — diesen Namen führte der Esel — machte sich alsbald auf den Weg, doch stolperte er schon auf der Türschwelle und fiel hin. Er war aber nicht abergläubisch und tröstete sich damit, daß sein ganzes Leben eine Kette von Mühseligkeiten gewesen sei: „Disteln und Kletten sind meine Lieblingsspeise, Gewürze habe ich in meiner Einfachheit nicht nötig. Faul und träge bin ich, aber ich würde es wohl noch mehr sein, wenn ich fetter leben wollte. Was nützt mir der Wein? Ich habe gehört, daß er Weise töricht macht; so will ich ihn lieber tragen als kosten, sonst bekäme ich am Ende noch das Fieber.“

Unter solchen und ähnlichen Selbstgesprächen erreichte Burnellus nach zwölf Tagen Salerno, und beim Anblicke der Stadt erflehte er im Gebet Gottes Hilfe und eine gute Unterkunft: „Keinen Bauern und keine Säcke möge es hier geben, und der Ort möge keine Mühle haben. Möchten doch hier alle Stacheln stumpf und alle Hunde taubstumm sein!“ Am nächsten Morgen begab er sich nun auf den Markt, um alle die seltenen Dinge einzukaufen, aber er verfiel in große Trauer, als er vier Tage umhergelaufen war und nichts gefunden hatte.

In solcher Stimmung fand ihn ein Londoner Kaufmann, der bald wußte, wen er vor sich hatte, und ihn daher mit den dicksten Schmeicheleien bedachte. Zuletzt spiegelte er ihm vor, er sei vom Bischof von London hierher geschickt; dieser habe nämlich eine mißgestaltete Nase und wünsche durch die Kunst der Ärzte davon befreit zu werden. Vier Männer habe der Bischof ausgesendet, und von diesen sei er allein noch am Leben, und alles, was Burnellus in Salerno zu kaufen wünsche, habe er schon längst gekauft und sei noch in seinem Besitze. Nur die widrigsten Schicksale, nämlich Schulden, hätten ihm die Rückreise nach England bisher unmöglich gemacht. „Und ich brenne darauf, das Vaterland wiederzusehen, denn ich habe die Nachricht vom Tode meines Vaters erhalten, und auch der Bischof soll inzwischen gestorben sein. Ich besitze zehn Glasbüchsen mit jenen kostbaren Heilmitteln angefüllt, welche du gerade suchest; willst du sie mir für den Einkaufspreis abnehmen, so kannst du morgen

damit reichbeladen nach Hause zurückkehren. Nur bitte ich dich, mich in deine Gebete einzuschließen."

Augenblicklich zahlte Burnellus den geforderten Preis und erhielt die Büchsen, in denen sich allerhand Lappalien befanden. Darauf teilte ihm der Kaufmann mit, seine Mutter Gila habe ihn in London geboren, und er heiße nach dem Namen seines Vaters Truffator; seine Schwester heiße Bula und seine Frau Truffa.

Nun nannte auch Burnellus seinen Namen und erzählte, daß sein Geschlecht schon seit langer Zeit in königlichem Dienste stehe, und daß der ganze Hof seiner außerordentlich bedürfe. Er habe nur einen fürchterlichen Feind, den Landmann, der ihn auf jede Weise plage. Nachdem Burnellus seinem Unmut gegen den Erbfeind noch in kräftigster Weise Luft gemacht hatte, begab er sich auf den Heimweg. Schon war er glücklich bis in die Nähe von Lyon gekommen, und nichts ahnend durchstreifte er die Fluren vor der Stadt, als einer von den Weißen Brüdern (die Zisterzienser wurden so nach ihrer Kleidung genannt) auf ihn zukam und vier gewaltige Hunde auf ihn heßte. Wütend umsprangen sie ihn, und Grimbald, der bissigste unter ihnen, biß ihm den halben Schwanz ab.

Zum Tode erschrocken stürzte Burnellus zur Erde, und seine kostbaren Glasbüchsen brachen dabei in tausend Splitter. Mit einem Schlage war sein ganzes Glück dahin, und durch den Verlust des halben Schwanzes war er geschändet. Endlich befahl der Mönch, der den Namen Froumund hatte, seinen Hunden, von Burnellus abzustehen, und dieser wandte sich nun an den Mönch in vollem Zorne: „Ist es etwa jetzt eine neue Mode, und hat es der Zisterzienserkonvent dies Jahr beschlossen, die Boten des Papstes mit Hunden anzufallen? Denn als solcher bin ich eben mit den kostbarsten Arzneien meinen Weg gegangen, und wenn ich auch von der Straße ein wenig abbog und querfeldein ging, so war das nicht die Ursache für so große Missetat.

„Freilich, wer kümmert sich hierzulande um Gott und um seinen Stellvertreter auf Erden? Aber der Papst wird mich rächen, und der ganze Orden wird dafür büßen müssen! Ihr werdet zum

mindesten 3000 Mark Silbers zahlen, und der Papst wird euch bei hoher Strafe verbieten, jemals über das Klostergehege hinauszugehen. Und mein ganzes Geschlecht wird mit Bewilligung des Papstes schwere Rache an euch nehmen!"

Froumund war hierüber in Furcht geraten und glaubte, daß es ihm an den Kragen gehen werde, wenn der Abt von der Sache erführe. Er überlegte, daß es das beste sein würde, den Burnellus heimlich beiseite zu schaffen. Um diesen ganz sicher zu machen, stellte sich der verschlagene Zisterzienser völlig zerknirscht und bat demütig um Verzeihung, indem er zu allem Schadenersatz bereit sein werde: „Ganz in der Nähe von Lyon ist ein prächtiger Wald an der Rhone, das reine Paradies. Hier kannst du dich von allen Strapazen erholen, und wirst in jeder Beziehung herrlich gehalten werden.“

Endlich willigte Burnellus ein, sich dahin geleiten zu lassen, aber vorher mußte Froumund seine Hunde töten. Als sie nun an das Rhoneufer kamen und die Gegend immer einsamer wurde, fürchtete sich Burnellus. Er schöpfte Verdacht gegen Froumund, und an einer abschüssigen Stelle stürzte er ihn in den Strom hinab, in dessen Fluten der hinterlistige Mönch ums Leben kam. Da brach Burnellus in einen Freudengesang aus: „Freut euch alle, ihr Esel, ich habe über meine Feinde gesiegt! Vier Hunde sind gefallen, und Froumund ist tot!“ Als Burnellus später am Grabe des Mönches vorbeiging, setzte er ihm eine Inschrift darauf, in der er den toten Feind bitter verhöhnte.

Er beschloß nun, in die Heimat zurückzukehren, da er aber nichts hatte, mußte er Betteln, und als er über seine Lage nachdachte, meinte er: „Ich bin doch ein rechter Esel und werde es stets bleiben! Alt bin ich geworden, und nichts habe ich gelernt, sondern alles verloren. In der Heimat werden mich alle auslachen und mit Fingern auf mich zeigen, mein Herr aber wird mir Prügel genug geben. Nein, ich gehe nicht nach Hause, studieren will ich!“

„Ich bin ja wohl noch nicht hundert Jahre alt, da habe ich noch viel Zeit übrig. So will ich zunächst zehn Jahre lang in Paris die freien Künste studieren, dann in Bologna die Rechte erlernen,

um mit der Theologie mein Studium zu beschließen. Wie schön wird es klingen, wenn ich erst Magister heiße, und später werde ich öffentlicher Redner. Der Bischof und das Kloster werden auf mich hören, die ganze Stadt wird sich nach meinen Worten richten.“

Munter schritt Burnellus fürbaß, und bald gefellte sich ein Wanderer zu ihm, der ein kleines Bündel trug; er wollte ebenfalls nach Paris gehen, um dort zu studieren. Sizilien war, wie er sagte, seine Heimat, und Arnold sein Name. Schnell schloß Burnellus mit ihm Freundschaft, ließ sich seine Bücher auf den Rücken legen und erzählte ihm seine wunderbaren Schicksale. Dafür erwies sich Arnold alsbald erkenntlich, indem er seinem Reisebegleiter die Länge des Weges mit einer Geschichte verkürzte, die sich in Apulien zugetragen hatte.

„Zur Zeit Wilhelms (gemeint ist jedenfalls Wilhelm I. von Neapel und Sizilien), des Großvaters des jetzigen Königs von Apulien, lebte ein Priester, der ziemlich entfernt von der Stadt einen Bauernhof erworben hatte. Hier wohnte er mit seiner Familie, denn er war verheiratet. Da geschah es eines Tages, daß eine Henne mit ihren Jungen in den Getreidespeicher kam, um Körner zu picken. Gundulf, der eine Sohn des Besitzers, war vom Vater hier als Hüter bestellt worden. Er stand, mit einer Rute bewaffnet, an der Türe und schlug nach den Eindringlingen. Dabei traf er ein Hähnchen so heftig, daß er ihm ein Beinchen zerschlug.

„Die Wunde wurde zwar wieder geheilt und vernarbte völlig, so daß das Tierchen keinen Schaden davontrug, aber in seinem Innern blieb das Rachegefühl lebendig. Sechs Jahre waren seitdem verflossen, und jenes Hähnchen hatte längst die Herrschaft seines Vaters über die Hofhennen angetreten. Auch Gundulf war inzwischen groß geworden und sollte Nachfolger des Vaters im geistlichen Amte werden. Der Bischof war dafür gewonnen worden, und es fehlte nur noch die Priesterweihe, für welche Tag und Stunde in der Stadt Tarabella schon festgesetzt waren.

„Am Abend vor diesem Tage feierte nun die Familie das Abschiedsfest, wobei tüchtig gegessen und getrunken wurde. Nach dem ersten Hahnenstreich am Morgen sollte Gundulf nach Tarabella auf-

brechen, da die Wegstrecke dorthin ziemlich lang war. Der Hahn aber hatte alles gehört und war überglücklich, daß seine Stunde der Rache geschlagen hatte. Er blieb daher zur gewohnten Zeit ruhig und krächte nicht.

„Die Henne wurde hierüber unwillig, ging leise zum Hahn und sagte ihm, es sei die höchste Zeit zum Krähen. Da mußte sie harte Worte hören, und sie wurde als Ebrin zur Ruhe verwiesen. Das konnte sie jedoch nicht lange aushalten, und als der Hahn weiter schwieg, fing sie überlaut an zu gackern. Das hörte jemand auf dem Hofe und sagte: ‚Höre nur auf, Henne! Du magst noch so viel gackern, deshalb ist es doch noch nicht Morgen.‘

„Unterdesseu träumte Gundulf schwer, und als er davon erwachte und fragte, ob es Morgen sei, antwortete man ihm, er könne in Ruhe liegen, denn der Hahn habe noch nicht gekräht. So war der Morgen längst angebrochen, und der Knecht ackerte schon draußen mit den Stieren, als Gundulf aufs höchste erschreckt vom Lager aufsprang, in den Stall eilte und, ohne vom Vater Abschied zu nehmen, ohne Zaum und Sattel auf dem Pferde davonsprengte. Das Unglück wollte, daß er unterwegs vom Pferde fiel und schließlich zu Fuß nach der Stadt eilen mußte.

„Aber als er in die Kirche kam, war alles vorbei, die Hora war gesungen und die Knaben hatten längst das Amen intoniert. Da gab es natürlich große Trauer, als er ohne Weihe nach Hause zurückkehrte. Sogar die Henne hatte aufrichtiges Mitleid mit ihm und beschuldigte den Hahn, daß er die Ursache alles Unglücks sei. Aber der Hahn erzählte nun seinem Gespons den Hergang und pries sich glücklich, daß auch der Schwache stark genug sei, um Rache üben zu können, wenn sie auch nur im Schweigen bestehe. Und kaum war er mit seinen Worten zu Ende, da starben die Eltern Gundulfs plötzlich, und dieser selbst wurde bald darauf aus dem Hause gejagt.“

Unter solchen Gesprächen kamen sie endlich in Paris an. Hier überlegte nun Burnellus, wem er sich bei seinen künftigen Studien anschließen sollte. Er ging zu den Engländern, denn diese, hatte er erfahren, seien hellen und klaren Geistes und äußerst freigebig, und

Essen und Trinken höre bei ihnen nicht auf. Er gab sich nun die größte Mühe, fein und richtig zu reden, aber es waren fast schon sieben Jahre seines Studiums vollendet, und er konnte nichts anderes als „Ja“ sagen. (Dem Gedanken nach ähnliches enthält die 28. Historie unseres alten Volksbuches vom Till Eulenspiegel: „Wie Eulenspiegel einen Esel lesen lehrte in einem alten Psalter.“) Seine Lehrer hatten ihn zwar tüchtig mit Stock und Rute behandelt und an den Ohren gezogen — über seine angeborene Sprache kam er nicht hinaus.

So sah er denn endlich ein, daß er doch nichts lernen werde, und er beklagte, aus Cremona fortgewandert zu sein: „Ich bin zwar nach Frankreich gegangen, aber bin doch der alte Burnellus geblieben! Ja, wenn ich nur zwei französische Worte hätte behalten können, so wäre es schon etwas! Und wenn es gar drei oder vier wären, so würde ich ein zweiter Jupiter sein, Italien würde vor mir zittern und der König würde mir Tribut zahlen!

„Ach, mein Sinn ist stumpf und mein Verstand härter als Stein! Warum hat mich meine Mutter nicht sofort nach der Geburt getötet? Wenn ich wüßte, was das Traumbild zu bedeuten hätte, das mir jüngst erschien! Ich sah meine Eltern für mich beten, daß mich kein Wolf anfallen und mir kein Landmann schaden könne. Aber ich habe ja gelernt, daß man aus den Träumen das Gegenteil nehmen kann. So bin ich vielleicht zu Großem bestimmt, ich werde am Ende gar noch Bischof, denn zur Würde des Abtes habe ich keine Lust. Und es ist wahrscheinlich, daß ich Bischof werde ohne Bitten und ohne Bestechung. Dann kann sich mir niemand mehr an Macht vergleichen, wenn das Volk mir entgegenzieht und mich als seinen geliebten Bischof begrüßt. Ja, ich werde gewiß noch Bischof.“

So sah Burnellus eine goldene Zukunft vor sich, und eines Morgens verließ er daher Paris, nachdem er von seinen Gefährten rührenden Abschied genommen hatte. Von einer benachbarten Höhe blickte er noch einmal auf die Stadt seiner Studien und sagte: „Heilige Maria, wie heißt doch die Stadt, die hier unten liegt? Ich glaube fast, es ist Rom, dort liegt ja der Jupiterberg. Wie kann ich nur den Namen der Stadt vermissen, wo ich studiert habe! So kann ich

doch nicht nach Hause kommen, die Eltern würden mich gehörig ausschelten. So will ich lieber umkehren, um mir den Namen einzuprägen.“

Als er so sprach, kam ein Landmann des Weges und fragte ihn: „Burnellus, was willst du in Paris? Lehren oder lernen?“ Burnellus war glücklich, daß er das schwere Wort nun wieder im Gedächtnis hatte, und um es nicht zu vergessen, beschloß er, fünfzehn Tage lang zu schweigen und nur den Namen Paris zu sprechen. Schon hatte er sein Gelübde zwölf Tage lang durchgeführt, als er mitten in den Alpen einen Romfahrer traf, der ihn anredete, dem er aber nicht Antwort stand.

Doch gingen beide in dieselbe Herberge, und als der Fremde auf seinem Lager viele Paternoster sprach, da erschrak Burnellus plötzlich, denn er hatte soeben den Namen Paris vergessen, weil das Paternoster mit derselben Silbe anfing, wie der Stadtname: „D, wenn ich doch auf die zweite Silbe kommen könnte, hundert oder tausend Solidi würde ich gern darum geben, wenn ich reich wäre! Indes, es ist schon etwas, auch nur die erste Silbe zu behalten, und ich habe ja gelernt, daß der Teil oft mehr wert ist als das Ganze. Mehr Silben hätte ich wohl nicht merken können, und wenn man vom Studium der sieben freien Künste eine ganze Silbe mitbringt, so ist das nicht zu verachten! Überhaupt macht Vielwissen nur hochmütig, und es ist keine Ehre, sondern nur Last. Und kein Wissen ist imstande, den Tod aufzuheben, dem ja alle unterworfen sind.

„Es ist daher besser für mich, an den Tod zu denken, und lieber will ich geistlich werden. Da kann ich meine Seele retten und die begangenen Sünden bereuen, denn zur Reue ist es niemals zu spät. Aber in welchen Orden soll ich eintreten? Nehme ich das Rote Kreuz und werde Templer, so bin ich zwar hochgeehrt, sie würden mich jedoch übers Meer schicken, mein Fleisch würden die wilden Tiere fressen, und Saladin würde Schuhriemen tragen, die aus meiner Haut gefertigt sind.

„Nehme ich aber das Weiße Kreuz und werde Johanniter, dann bringen sie mich zum Libanon, und ich würde Holz tragen müssen.

In Cluni bei den Schwarzen Mönchen gäbe es oft schwarze Bohnen mit Salz, und ich müßte mitten in der Nacht aufstehen, sie würden mich sogar zum Singen nötigen. Und auch bei den Zisterziensern, Grandimontanern, Kartäusern und allen übrigen Orden würde es mir schlecht gehen, deshalb will ich einen neuen Orden errichten. Seine Statuten sollen aus den Vorschriften zusammengesetzt sein, welche mir bei den anderen Orden gefallen haben, und mein ganzes Geschlecht soll in die neue Stiftung eintreten. So will ich denn zum Papste nach Rom gehen, um die Bestätigung zu erlangen."

Gleich darauf begegnete er dem Galien, und dieser fragte: „Ei, bist du nicht der alte Burnellus?“ „Freilich! Sei gegrüßt, mein alter Lehrer! Ich habe viel Übles erdulden müssen, namentlich gab es in der Schule große Qual, da will ich lieber Mühlsteine tragen. Überhaupt, wenn ich so an alles Elend in der Welt denke, wie schlecht die Fürsten und die Bischöfe sind, da möchte ich in Tränen zerfließen. Und wer ist denn schuld an allem? Das Papsttum, denn es ist unerfättlich und verschlingt alles in seinen gewaltigen Schlund. Nur mit gefüllter Börse darf man sich ihm nahen, wer aber nichts hat, der vermag auch nichts in Rom.

„Und so wie das Haupt sind auch die Glieder. Betrachte doch einmal die Könige: mit welcher Härte bedrücken sie die Untertanen! Wer ein Stück Wild tötet, wird von ihnen ans Kreuz geschlagen! Nur wer ihnen Geschenke gibt, dem sind sie wohlgesinnt. Geschenke und Bestechung beherrschen die Welt; wenn sie nicht wären, würde Gott sogar vielleicht in die Mönchszellen von Cluni zurückkehren und sich dort aufhalten. Bischöfe und Priester sind meist nur Wölfe in Schafskleidern, welche die anvertraute Herde ausrauben und das üppigste Wohlleben führen, während der Gottesdienst verfällt.

„Freilich, man wählt jetzt unmündige Kinder schon zu Priestern, bevor sie noch Vater und Mutter sagen und aufrecht stehen können. Da ist es nicht zu verwundern, daß den Geistlichen das Getöse der Jagd mehr zusagt als ihr heiliges Amt. Auch von den Laien ist nicht viel Gutes zu berichten. Ich will dir jedoch erzählen, was ich neulich hörte.

„Als ich kürzlich meinem Herrn entlaufen war, kam ich in eine einsame Gegend, wo ich mich unter einer Eiche niederlegte, um hier in Ruhe meine Gedichte aufzuschreiben. Doch in dieser stillen Beschäftigung wurde ich durch äußerst lebhafteste Stimmen von Vögeln unterbrochen, die sich auf der Eiche niedergelassen hatten. Dieses Stimmengewirr legte sich bald, und der Rabe trat als Sprecher auf. Er sagte, daß ihn Noah mit sieben Jahren in die Arche aufgenommen habe, aber in den folgenden Jahrhunderten habe sich die Welt sehr verändert.

„Die Hauptursache an der Verschlechterung der Menschen trage die Geschwägigkeit der Zunge, die nie und nirgends ein Geheimnis bewahren könne. Doch der Hahn fiel dem Raben ins Wort und meinte, dieser sei vor Alter irrsinnig geworden und könne daher die Wahrheit in der Welt nicht mehr sehen; er sei das Sinnbild der Eßbegier und der Treulosigkeit. Dagegen habe er selbst große Vorzüge, und er fordere den Habicht und Sperber auf, sie zu bezeugen.

„Der Sperber sagte darauf, es sei schmähsch, seine Pflicht zu vergessen, und er könne durchaus frei reden. Doch während er noch redete, versank ich in einen tiefen Schlaf.“ Hierauf sprach Burnellus über die Unbeständigkeit des Daseins und erzählte dem Galien, er wolle nach Rom gehen, um sich dort seinen neuen Orden bestätigen zu lassen. Galien möge doch auch in diesen Orden eintreten und sich nicht schämen, daß sein Schüler diesen stifte.

„Ich will dir“, fuhr Burnellus fort, „eine Geschichte erzählen, die ich oft von meiner Mutter gehört habe. Einst gingen die drei Schicksalsgöttinnen aus, um den Menschen zu helfen. Sie trafen zuerst ein wunderbar schönes Mädchen, welches weinte und durch äußerst heftige Gebärden seinem Schmerze Luft machte. Als nun zwei von den Schwestern hier helfend eingreifen wollten, wurden sie von der dritten zurückgehalten: ‚Wir wollen nur denen helfen, die es bedürfen, und diese hat von der Natur das Geschenk der Schönheit erhalten‘.

„Indessen ward der Tag heiß, und die Schwestern sehnten sich nach dem Schatten des Waldes und nach einer kühlen Quelle. Als

sie in den Wald eingetreten waren, lag dort auf einem Polster wieder eine Jungfrau von ziemlicher Schönheit. Sie wollte vor den Göttinnen aufstehen, konnte es aber wegen der Schwere ihrer Füße nicht; daher streckte sie bloß die Arme aus, begrüßte die Kommenden artig und beschrieb ihnen den Weg nach der nächsten Quelle. ‚Ich kann euch selbst nicht geleiten,‘ sprach sie, ‚da ich mich wegen der Schmerzen in den Füßen und Beinen nicht zu erheben vermag.‘

„Wieder wurden jene zwei Schwestern von Mitleid ergriffen und waren bereit zu helfen, doch die dritte hielt sie zurück und sagte: ‚Nein, sie hat einen klaren Verstand, eine schöne Stimme und die schönsten Hände, die man sich denken kann. Daher mag sie das eine Übel tragen.‘ Als es Abend wurde, näherten sie sich einer Stadt, und in der Nähe des Tores sahen sie ein Mädchen in unziemlicher Stellung. Als nun die beiden Schwestern sich abwendeten, trat die Dritte ihnen entgegen: ‚Hier ist unsere Hilfe notwendig, denn dies Mädchen steht ganz allein in der Welt, niemand unterweist sie, sie hat keinen Schutz. Wir wollen ihr alles geben, was wir vermögen, und sie zur Herrin der Stadt erheben, so daß ihr nichts vom irdischen Glücke fehlt.“

Burnellus philosophierte noch eine Weile über diese Erzählung seiner Mutter, als er plötzlich Nasenbluten bekam. Darüber erschrat er aufs höchste und meinte: „Wehe mir, das ist ein unglückliches Vorzeichen für mich; in der Nacht, bevor mir der entsetzliche Hund den halben Schwanz abbiß, geschah das gleiche.“ Kaum hatte er seine Worte vollendet, da kam sein früherer Herr.

„Burnellus,“ sagte er, „lange Jahre habe ich dich gesucht und nun durch einen Zufall gefunden. Ich bin Bernhard, dein alter Herr, und du sollst augenblicklich mit mir gehen. Aber du bist inzwischen alt geworden und du sollst nicht allzuviel mehr tragen, ein bißchen Holz und zwei Eisenkörbe, zwei Säcke Mehl und mich selbst.“ Sprach’s und warf ihm die Halfter über und führte ihn hinweg; damit aber Burnellus nicht wieder auf Flucht sinne, schnitt er ihm die beiden langen Ohren ab.

„Nun weiß ich gewiß,“ sagte Burnellus, „daß meine Ohren

und mein Schwanz in einem inneren Zusammenhang stehen. Das hat mir ein wirklicher Wahrsager einst in Paris erklärt, und er hat mir auch alles das verkündet, was später eingetroffen ist. Fünf Unglücksfälle, von denen eben der letzte sich ereignet hat, sollen mit ebensoviele Glücksfällen abwechseln. So habe ich jetzt noch lauter Glück vor mir und ich werde dem Bernhard alle Missetaten, die er an mir begangen hat, gründlich heimzahlen; es heißt ja Auge um Auge, Zahn um Zahn."

Er mußte aber mit seinem alten Herrn wieder nach Cremona ziehen und ihm wie früher in allen Stücken untertan sein. Bald darauf ereignete sich mit Bernhard ein merkwürdiger Vorfall, der überall besprochen wurde. Bernhard war verheiratet und hatte drei Knaben, und da der Esel sein einziges Besitztum war, so mußte dieser fünf Menschen ernähren.

Einst ging er nun mit seinem treuen Begleiter in den Wald. Da hörten sie, wie eine menschliche Stimme aus einer Höhle hervor um Hilfe rief. Bernhard ging der Stimme nach, und er fand einen Menschen in äußerst kläglichster Lage. Es war der vornehme und reiche Dryanus aus Cremona, der auf der Jagd in eine Wildgrube gefallen war. Er hatte sich nicht daraus hervorarbeiten können, und das Schrecklichste war, daß auch ein Löwe, ein Affe und eine Schlange in dieselbe Grube gestürzt waren, in welcher er schon seit vier Tagen lag.

Dryanus versprach dem Bernhard eine außerordentliche Belohnung, wenn er ihn retten würde; als dieser jedoch einen Strick hinabgelassen hatte, kletterte der Affe daran empor und machte sich eiligsten Laufes von dannen. Bernhard glaubte, er sei durch Teufelspud geblendet, und nur flehentliche Bitten des Dryanus bewogen ihn, das Seil wieder hinabzuwerfen. Als bald wand sich die Schlange empor, und Bernhard hätte den grausigen Ort sofort verlassen, wenn er nicht noch immer auf die reiche Belohnung gehofft hätte. Als er aber den Rettungsversuch zum drittenmal machte, kam der furchtbare Löwe ans Tageslicht.

Nunmehr gewann die Furcht bei Bernhard die Oberhand und nur die größten Versprechungen von seiten des Dryanus waren

imstande, ihn von neuem zum Hinablassen des Strickes zu bewegen. Jetzt zog er auch wirklich den vornehmen Mann in die Höhe. Es fehlte freilich wenig, daß die Rettung mißglückte, denn der Strick riß, und nur durch schnellste und tatkräftigste Hilfe Bernhards kam Dryanus glücklich aus der Grube. Bernhard führte ihn sofort nach Cremona und brachte ihn zu den Seinen. Da zeigte sich aber die Treulosigkeit des vornehmen Mannes, denn als Bernhard den versprochenen Lohn verlangte, leugnete jener alles ab, trieb seinen Retter mit seinen Hundsn aus dem Hause und drohte ihm, daß er seine Frechheit mit dem Tode büßen werde.

Nun hielt es Bernhard für klüger, zu schweigen, denn er fürchtete die Macht des Mannes. Und siehe, als er vier Tage später wieder in jenen Wald ging, brachte ihm der Löwe erjagtes Wild und versorgte ihn fortan mit den feistesten Hirschen. Ebenso kam der Affe mit einer Holzwelle und bedeutete seinem Retter, sie als Geschenk anzunehmen; auch wiederholte er dies, so oft Bernhard in den Wald kam.

Aber auch die Schlange stattete ihren Dank ab, denn sie stellte sich ein und ließ aus ihrem Rachen auf Bernhards Hand einen kostbaren Edelstein fallen; darauf verschwand sie augenblicklich, um ihren Retter nicht in Furcht zu versetzen. Überglücklich kehrte Bernhard zur Stadt zurück und ging zu den Steinschneidern, um den Wert des Kleinods zu erfahren. Jedoch niemand kannte diesen Stein, und Bernhard verkaufte ihn endlich an einen Eunuchen des Fürsten, der sein dreifaches Gewicht in Gold dafür bezahlte. Aber o Wunder, als Bernhard nach Hause kam, fand er in seinem Beutel außer dem Golde auch den Edelstein. Sofort brachte er ihn dem Käufer zurück, jedoch das Wunder wiederholte sich.

Die Geschichte mit dem Zauberstein wurde natürlich in der Stadt sehr bald bekannt und drang auch zu den Ohren des Fürsten. Dieser war begierig, den Hergang zu erfahren, und lud die dabei beteiligten Personen vor sich, indem er ihnen bei Todesstrafe anbefahl, in allen Stücken die Wahrheit zu sagen. So erzählte denn Bernhard alles der Wahrheit gemäß, ohne irgend einen Umstand zu ver-

Manitus, Mären und Satiren aus dem Lateinischen

schweigen. Als dann Dryanus vorgelassen wurde, stellte er die ganze Erzählung Bernhards in Abrede.

Doch dem Fürsten hatten drei Zeugen den Bericht Bernhards als wahr erhärtet, und sein Urteil lautete: „Entweder hat Dryanus die Hälfte seines gesamten Vermögens an Bernhard abzutreten oder er muß für drei Tage in Gesellschaft des Löwen, des Affen und der Schlange in die Grube zurück.“

Dieses gerechte Urteil gefiel allen, am meisten aber dem Bernhard. Denn er wurde ein reicher Mann, da Dryanus es natürlich vorzog, mit ihm sein Vermögen zu teilen. Diese Geschichte lehrt aber, wie richtig es ist, mit frohem Herzen zur rechten Zeit zu geben. Wurde doch jener Reiche in der ganzen Stadt der Undankbarkeit geziehen, da er seinem Wohltäter den gebührenden Lohn vorenthalten hatte.

„Ich habe“, setzt der Verfasser hinzu, „diese Geschichte zu Nutz und Frommen der Menschen aufgeschrieben, denn ich wünsche, daß meine Leser nicht nur die Worte lesen, sondern auch den hinter ihnen verborgenen Sinn erfassen sollen. Über das Maß und die Natur hinaus soll der Mensch nichts begehren, das lehrt das Leben des Burnellus, der trotz seiner stolzen Wünsche doch immer der blieb, der er war. Und so möge der Leser wissen: Derjenige ist glücklich zu preisen, der durch die Kunde vom Geschehe anderer Menschen vernünftig wird.“ Hiermit schließt der Torenspiegel, ohne einen eigentlichen Abschluß in bezug auf die Geschichte des Burnellus zu geben.





VII. Germanische und andere Sagen aus den *Otia imperialia* des Gervasius von Tilbury



Die Leute aus dem Volke sagen, daß manche Schlangen verwandelte Weiber sind und sich leicht daran erkennen lassen, daß sie am Kopfe eine weißliche Zeichnung besitzen, die einer Binde ähnlich ist. Das ist gewiß höchst merkwürdig, und man kann es nicht ohne weiteres abweisen. Wir sehen ja bei uns in England auch jetzt noch Menschen häufig zu Wölfen werden, die das Volk Währwölfe nennt.

Ganz ähnlich ist das, was man von den Frauen in Griechenland und Jerusalem erzählt. Diese sollen nämlich die Männer, die ihre Liebe verschmähen, durch eine wunderbare Verzauberung in Esel verwandeln können; die Verwandelten behalten die Gestalt des Tieres, verrichten seine Arbeiten und tragen seine Lasten, bis die verschmähten Schönen ihnen aus Mitleid ihre frühere Gestalt zurückgeben. Vielleicht ist das nur auf Sinnestäuschung zurückzuführen, oder es fliegen wirklich böse Geister in den Lüften umher, denen allerhand übernatürliche Gewalt verliehen ist.

Jedenfalls kenne ich durch glaubwürdige Erzählung einen ganz sonderbaren Vorfall, der sich vor längerer Zeit in der Nähe von Troyes zutrug. Der Herr des Schlosses Rossetum namens Raimund

ritt eines Tages am Ufer eines Flusses, als ihm eine wunderbar schöne fremde Dame auf prächtig geschmücktem Pferde begegnete. Er grüßte sie höflich und empfing ihren Gegengruß, und es wunderte ihn, daß ihn die Dame bei seinem Namen nannte. Trotzdem unterhielt er sich angelegentlich mit ihr, und bald wurde er von der heftigsten Liebe ergriffen.

Sie wollte anfänglich von seinen stürmischen Liebeswerbungen nichts wissen, als er ihr aber versprach, sie zu seiner Gemahlin erheben zu wollen, willigte sie ein. Sie stellte ihm das höchste irdische Glück an ihrer Seite in Aussicht, setzte aber die eine Bedingung, daß er sie niemals unbekleidet erblicken dürfe; denn sobald er ihren Körper nackt gesehen habe, werde ihr ganzes Glück verschwinden und sogar sein Leben in die höchste Gefahr geraten.

Der Ritter überlegte, was er tun solle, willigte aber endlich in die Ehe ein. In seiner heißen Liebe hielt er jede Bedingung für leicht, wenn er nur im Besitze der schönen Dame sein werde. So wurde die Ehe verabredet und bald darauf geschlossen. Und wahrlich, der Ritter hatte es nicht zu bereuen, denn seit seiner Heirat mehrten sich seine Glücksgüter außerordentlich, er gewann die höchste Gunst bei den Menschen, und seine körperliche Tüchtigkeit wuchs derart, daß er fast alle seine Zeitgenossen übertraf und nur wenige ihm gleichkamen. Bei den Menschen war er geliebt und geehrt und wußte seine Liebenswürdigkeit mit der rechten Milde und Höflichkeit zu vermischen. Dazu hatte ihm das Glück noch ein besonderes Geschenk gemacht, seine Söhne und Töchter waren nämlich von auserlesener Schönheit.

Lange Jahre hatte Raimund in glücklichster Ehe gelebt. Da kehrte er eines Tages von Jagd und Vogelfang heiter zurück und hatte seiner Gemahlin Rebhühner und anderes Wild mitgebracht. Während nun das Wild zubereitet wurde, befand sich seine Gemahlin im Bade, und dabei stieg ihm plötzlich die Sehnsucht auf, sie einmal ohne Gewand zu sehen. Er war nämlich überzeugt, daß die Gefahr, die ihm aus der Übertretung des alten Verbots drohen sollte, durch die Länge der Zeit und durch das lange Zusammenleben in der Ehe gänzlich aufgehoben sei.

Das Bad war im Zimmer durch einen Leinenvorhang abgeschlossen, und Raimund eröffnete seiner Gemahlin den Wunsch. Sie riet ihm dringend ab und sagte, daß sein ganzes großes Glück lediglich der Befolgung jenes Gebotes entspringe; augenblicklich werde großes Unglück eintreten, wenn er das Verbot übertrete. Aber es schien, als ob Raimund in sein Verderben rennen wollte, weder durch die drohende Strafe noch durch zärtliche Bitten ließ er sich davon abhalten, sein törichtes Beginnen auszuführen. Wohl empfand er eine geheime Furcht vor dem Ausgang, aber schließlich spottete er seiner Furcht.

So geschah denn das Anerhörte. Der Ritter zog den Linnen-
vorhang vom Bade weg und trat heran, um seine Gemahlin jeder
Hülle entblößt zu sehen, aber in demselben Augenblick verwandelte
sich die schöne Frau in eine Schlange, die sich alsbald in das
Bad ringelte und verschwand. Und niemals hat jemand wieder von
ihr etwas gesehen oder gehört, nur die Wärterinnen haben sie nachts
zuweilen rascheln hören, wenn sie ihre Kinder besuchte (das ist ein
reizend märchenhafter Zug in dieser sehr alten Fassung der Sage
von der schönen Melusine). Doch entsetzt flohen sie vor ihrem An-
blick zurück.

Und was die Gemahlin vorausgesagt hatte, traf auch sonst ein,
denn der Ritter büßte nach seiner leichtsinnigen Tat viel von seinem
Glück und Ansehen ein. Eine seiner Töchter verheiratete sich später
an einen meiner Verwandten, der zu den Mächtigsten in der Pro-
vence gehörte, und auch sie zeichnete sich durch ihre Schönheit und
Anmut vor den meisten fürstlichen Damen ihrer Zeit aus, und ihre
Kinder haben noch bis auf meine Zeit gelebt. —

In der Stadt Neapel in Kampanien befindet sich ein Fleisch-
markt von sehr merkwürdiger Beschaffenheit. Nämlich an einer Stelle
der Wand soll Vergil ein Stück Fleisch eingemauert haben, und so-
lange sich dies an Ort und Stelle befindet, wird auf dem Markte
kein auch noch so altes Fleisch ungenießbar, erhält kein schlechtes
Aussehen und keinen üblen Geruch. In derselben Stadt steht die
Porta Dominica nach Nola zu. Schlägt man den Weg aus jenem

Tor nach der Stadt ein, so gelangt man auf eine Straße, welche sehr kunstvolle Steinarbeit besitzt. Unter dem Straßenkörper soll Vergil einst je ein Stück von allem schädlichen Gewürm begraben haben. Und daher kommt es, daß in dieser großen Stadt, die auf so und so vielen unterirdischen Pfeilern aufgebaut ist, weder in den unter ihr liegenden Höhlen noch in ihren inneren Spalten, noch in den Gärten innerhalb der Mauer sich ein schädlicher Wurm befindet.

Aber die Stadt birgt noch ein drittes Wunder, das ich früher nicht kannte, doch am Orte in Erfahrung gebracht habe. Ein Zufall hat mir die Kenntnis verschafft, und ich bin gezwungen worden, daran zu glauben, ohne daß ich von anderer Seite dazu bestimmt wurde. Es war in dem Jahre, als Akkon belagert wurde. Damals hielt ich mich zur Zeit des Johannisfestes in Salerno auf und traf dort ganz zufällig einen sehr guten Freund, den ich zur Zeit des englischen Königs Heinrich II. in dessen Schule und an seinem Hofe gewonnen hatte.

Ich war über die Begegnung von Freude übermannt, und mein Freund konnte mir, was mich besonders freute, gute Nachrichten über das Wohlbefinden meiner Verwandten bringen. Er wollte gerade von Salerno über das Meer in die Heimat zurückkehren, und nur mit Mühe brachte ich ihn von seinem Vorhaben ab. Es war Philipp, der Sohn eines mächtigen Großen, des Grafen von Salisbury. Es wurde mir schwer genug, ihn zu überreden, daß er mich nach Nola begleite, wo ich mich damals nach dem Befehl meines Herrn, des Königs Wilhelm von Sizilien, aufhielt, um den Aufstand der Bewohner von Palermo zu dämpfen.

Was soll ich weiter berichten? Nach einigen Tagen beschloßen wir, die Küste des Meerbusens von Neapel aufzusuchen, um von dort die Überfahrt nach Sizilien besser und billiger bewerkstelligen zu können. Wir kamen in die Stadt Neapel und nahmen Quartier bei einem alten Schüler, Johannes Pinatelli, der bei mir in Bologna kanonisches Recht gehört hatte und jetzt als Archidiacon in Neapel lebte.

Er nahm uns freundlich auf und wir eröffneten ihm den Grund unsrer Ankunft sowie, daß wir es mit der Reise eilig hätten. Während

nun das Essen bereitet wurde, gingen wir mit ihm am Strande spazieren, und es war noch keine Stunde verstrichen, als wir ein Schiff zu dem gewünschten Preise gemietet hatten und der Tag zur Abfahrt festgesetzt war.

Als wir dann mit unfrem Wirte zur Wohnung zurückgingen, kam das Gespräch darauf, durch wessen besonderen Beistand unsere Geschäfte so schnell und glücklich abgewickelt worden wären, denn wir wunderten uns über den schnellen Erfolg, den wir gehabt hatten. Da fragte uns der Archidiacon: „Durch welches Thor seid ihr denn in die Stadt gegangen?“ Als ich ihm das Thor genannt hatte, sagte er weiter: „Sagt mir, seid ihr zur Rechten oder zur Linken durch das Thor gegangen?“

Ich antwortete: „Als wir an das Thor kamen, schien uns der Durchgang zur Linken besser zu sein, es begegnete uns aber ein Esel, der mit einer Last Holz beladen war und uns dadurch auf die rechte Seite hindrängte.“ „Nun,“ entgegnete der Archidiacon, „damit ihr wißt, welche Wunder Vergil in unsrer Stadt gewirkt hat, so wollen wir an das Thor gehen, und ich werde euch zeigen, daß Vergil dort ein Andenken auf Erden hinterließ.“

Als wir angelangt waren, zeigte er uns auf der rechten Thorseite einen in die Wand eingelassenen menschlichen Kopf aus parischem Marmor, dessen Antlitz außerordentlich heitere und lachende Züge hatte. Auf der linken Seite befand sich auch ein Kopf aus Marmor, der aber den geraden Gegensatz zum andern darstellte; denn seine Augen blickten finster und das weinende Antlitz drückte Zorn aus. Der Archidiacon erklärte nun, daß die Geschicke aller in das Thor Eintretenden sich nach den Mienen der beiden Gesichter richteten, man dürfe nur nicht absichtlich von der einen Seite zur andern schwanken: „Wer durch jenes Thor zur Rechten eingeht, dem erfüllen sich alle seine Wünsche, und sein Glück wächst von Stunde zu Stunde. Wer aber zur Linken hindurchgeht, von dem wendet sich das Glück und kein Wunsch geht ihm in Erfüllung. Weil ihr durch das Drängen des Esels auf die rechte Seite gekommen seid, so werdet ihr eure Reise schnell und glücklich vollführen.“ —

In der Nähe der Stadt Neapel liegt der Jungfrauenberg. Er besitzt auf seinem Abhang eine schwer zugängliche Stelle, die von schroffen Felsen eingeschlossen wird. Hier hatte Vergil einen Garten angelegt und allerlei Kräuter gepflanzt, darunter auch das Luziuskraut, das eine sehr gute Wirkung besitzt. Wird es nämlich von blinden Schafen berührt, so erhalten sie sofort die schärfste Sehkraft.

In diesem Garten befand sich eine Erzstatue, die ein Waldhorn an den Mund setzte. So oft der Südwind gerade in die Schallöffnung des Hornes stieß, wurde augenblicklich die Richtung des Windes geändert. Was es aber damit für eine Bewandnis hatte, das will ich euch erzählen. In der Nähe von Neapel liegt ein hoher Berg, der ins Meer abfällt und nach dem unter ihm liegenden weiten Lande der Mühe sieht.

Jedesmal im Mai stößt dieser Berg gewaltige Rauchmassen aus und schleudert häufig unter glühendem Aschenregen Holzstücke empor, die zu Kohle schwarzgebrannt sind. Man glaubt, daß sich hier ein Dinstloch der Hölle befindet. Wenn nun der Südwind weht, so treibt er die glühenden Massen über die Saatzfelder und Fruchtgärten, so daß alles sterben muß und das ganze Land, das außerordentlich fruchtbar ist, zu toter Ode verurteilt wird.

Um dies Unheil von der ganzen Gegend abzuwehren, hat nun Vergil auf dem gegenüberliegenden Berge in jenem Garten die Bildsäule mit dem Horn aufgestellt, um den Südwind beim ersten leisen Ertönen des Hornes und bei seinem Auftreffen in die Öffnung alsbald zurückzutreiben. Wenn aber die Bildsäule von Alter und Rost zerfressen ist oder wenn sie die Hände von bösen Buben vernichtet haben, so gewinnt der Südwind wieder seine alte Macht und schädigt das Land.

Da ich von Winden und Bergen gesprochen und auch erwähnt habe, daß die meisten Berge höher sind, als die Winde wehen, so will ich bemerken, daß manche Täler so eng von den Bergen eingeschlossen werden, daß niemals ein Windhauch zu ihnen gelangt. So liegt das Schloß Mions in Burgund in einem Tale, das rings von hohen Bergen umgeben ist. Und weil hierhin auch nicht der leiseste Luft-

hauch gelangte, so war das Thal bis zu den Zeiten Karls des Großen gänzlich unfruchtbar und für den Landbau ungeeignet. Als der Erzbischof Casarius von Arles von dieser Unfruchtbarkeit erfuhr, ging er einst zum Meere, an dessen Küste seine Stadt liegt, ließ seinen Handschuh sich mit Seewind füllen und verschloß ihn. Dann ging er in das Thal von Nions, warf im Namen Christi seinen mit Wind gefüllten Handschuh auf einen Felsen und befahl ihm, fortwährenden Wind zu erzeugen. Und in dem Felsen entstand alsbald eine Öffnung, und durch diese fuhr seitdem unablässig der Wind in das Thal hinab.

Man nennt den Wind heute noch Pontianus, da er vom Meere (Pontus) herkommt und durch göttliche Macht in das Thal übertragen wurde. Und trotzdem er ungestüm weht, überschreitet er doch nicht den Bereich des im Tale fließenden Wassers; er befruchtet hier alles und bringt allen Heil und Segen. Wer in das Thal in der dem Winde entgegengesetzten Richtung eintritt, den begrüßt er mit seinem Wehen und dem bringt er starke Kühlung; wer das Thal verläßt, dem naht er nicht, denn er ist verhindert, die Grenzen seines Bereichs zu überschreiten. —

Wie die Natur beim Menschen manches Wunderbare hervor gebracht hat, so gibt es auch Geister, welche von Gott die Erlaubnis haben, in ihren lustigen Körpern allerlei Mutwillen auszuführen. Auch England hat Geister von geheimnisvoller Art und unbekannter Herkunft, man nennt sie in Frankreich Neptune, in England Portune.

Ihre Lieblingsbeschäftigung ist, die Einfalt der glücklichen Landbewohner zu benutzen. Wenn diese nämlich nach anstrengendem Tagewerk der nächtlichen Ruhe pflegen, dann kommen die Portune bei verschlossenen Türen plötzlich ins Haus, wärmen sich am Feuer, nehmen kleine Frösche aus ihrem Gewande, werfen sie auf die glühenden Kohlen und verzehren sie dann. Sie haben ein greisenhaftes Ansehen, denn ihr Gesicht hat sehr viele Runzeln. Von Gestalt sind sie winzig klein, da sie noch nicht die halbe Länge eines Daumens erreichen; ihre Kleidchen sind zusammengeflackte Lappchen.

Ist in dem Hause, das sie aufgesucht haben, irgend etwas zu tun oder gibt es dort eine schwere Arbeit zu verrichten, da machen

ſie ſich ſofort ans Werk und vollbringen es mit mehr als menſchlicher Gewandtheit. Ihre Natur führt ſie nur zum Gehorchen, ſchaden können ſie nicht. Nur tun ſie dem Menſchen gern auf eine ganz beſtimmte Weiſe einen Schabernack an. Reitet nämlich ein Engländer zur Nacht allein ſeine Straße, ſo geſellt ſich oft ungeſehen ein Portun zu ihm, begleitet ihn ziemlich lange, nimmt dann unbemerkt die Zügel des Pferdes und führt das Tier in einen Sumpf. Wälzt es ſich nun hier umher und ſucht aus ſeiner ſchwierigen Lage herauszukommen, dann drückt ſich der Portun zur Seite und lacht aus vollem Halse. So hält er die menſchliche Einfalt durch unſchuldigen Mutwillen zum beſten. —

In England lebt aber noch eine andere Art von Geiſtern, die man hier Ghyant nennt. Sie offenbaren ſich in der Geſtalt eines jährigen Füllens, das auf den Hinterbeinen einherſchreitet und feurige Augen beſitzt. Dieſe Geiſter zeigen ſich ſehr häufig auf offener Straße, und zwar zur Mittagszeit in der größten Sonnenhitze oder auch bei Sonnenuntergang. Ihr Erſcheinen hat ſtets einen künftigen Brand in der Stadt oder im Dorf zu bedeuten. Nämlich droht am folgenden Tage oder in der Nacht eine ſolche Gefahr, dann läßt ſich der Ghyant ſehen, erregt dadurch auf der Straße die Hunde zu wütendem Gebell und ergreift ſcheinbar die Flucht. Durch ſein Fliehen aber treibt er die Hunde zur Verfolgung an, obwohl ihre Hoffnung ſich ſtets als eitel erweiſt. Aber dieſe Verſpottung hat für die Bewohner das Gute, daß der Ghyant ſie zur Vorſicht in bezug auf das Feuer ermahnt. Und ſo iſt dieſe Art der Geiſter den Menſchen dienſtfertig. Sie ſchreckt zwar durch ihr Erſcheinen, aber ſie mahnt die Unwiſſenden zur Vorſicht. —

Seeleute erzählen, daß einſt auf dem Mittelmeer ein Schiff fuhr, welchem ungezählte Delphine folgten. Einer von den Schiffern nahm ein Geſchoß und verwundete damit eines der Tiere. Sofort ſtürzten ſich die andern Delphine in die Tiefe und ein furchtbarer Sturm ließ das Schiff erzittern, ſo daß die Mannſchaft für ihr Leben fürchtete. Aber welches Wunder begab ſich! Ein Mann vom Ausſehen eines Ritters kam auf einem Pferde über das Meer

dahingefauft und verlangte, daß ihm zum Heile der übrigen derjenige ausgeliefert werde, welcher den Delphin verwundet habe.

Trotzdem die Schiffer in Furcht und Zittern verfielen, hielten sie es doch für die größte Grausamkeit, ihren Gefährten dem Tode auszusetzen; denn sie meinten, es sei schändlich, auf ihr eignes Heil bedacht zu sein und den unglücklichen Mann preiszugeben. Aber der Übeltäter selbst wollte seine Gefährten aus der schrecklichen Lage befreien, da sie unschuldig waren. Es kam ihm zu hart vor, daß wegen seines Leichtsinns die ganze Schiffsmannschaft untergehen sollte, und um zu verhüten, daß sie sich durch seine Auslieferung an seinem Tode zu Mitschuldigen machten, lieferte er sich selbst aus.

Freiwillig bestieg er nun das Pferd und setzte sich hinter jenen Ritter, der mit ihm über das Wasser dahinnritt, als hätte er eine festgebaute Straße unter sich. Pfeilschnell jagte das Pferd über die Meeresfläche und gelangte in kurzer Zeit in eine ganz fremde Gegend. Hier lag in einem kostbaren Bett ein Ritter, es war der verwundete Delphin. Der Seemann wurde nun von seinem Führer aufgefordert, den Speer aus der Wunde zu ziehen; er gehorchte und machte so den Schaden wieder gut.

Raum war das geschehen, so wurde der Schiffer mit Windeseile auf dem Pferde zurückgeführt und kam wohlbehalten bei seinen Gefährten wieder an. Er erzählte ihnen nun seine wunderbaren Erlebnisse, und die Seeleute priesen sich glücklich, daß sie durch den befreit waren, der sie durch seine leichtsinnige Tat beinahe dem Tode überliefert hatte. Seit dieser Zeit haben die Delphine vor den Seeleuten Ruhe, denn sie wissen, daß diese Tiere einen kommenden Sturm verkündigen, und es wäre ungerecht, wenn man denen ein Leid zufügen wollte, durch deren Klugheit die Menschen sich vor einer drohenden Gefahr retten können.

So sagt man auch, daß die Störche in weit entfernten Gegenden als Menschen lebten, während sie bei uns die Gestalt von Vögeln annehmen. Merkwürdig ist bei diesen Tieren, daß sie sich im Winter ins Wasser der Flüsse bergen, aus deren Grunde sie oft schlafend von Fischern emporgezogen werden. Ich selbst habe solche Störche

gesehen, die man aus dem Wasser gezogen hatte und die am Feuer wieder warm wurden. Als man sie dem Leben zurückgab, schienen sie aus tiefem Schlaf erweckt worden zu sein, und vorher glichen sie tatsächlich leblosen Steinen. Ähnlich ist es mit den Schwalben, die in hohlen Eichen hängen und so den Winter schlafend zubringen. —

In Katalonien im Bistum von Gerona gibt es einen sehr hohen Berg, der von den Einwohnern Cannarum genannt wird. Seine Abhänge sind steil und schwer zu erklimmen, und oben auf seiner Höhe befindet sich ein See, der schwarzes Wasser besitzt und eine unergründliche Tiefe hat. Hier liegt die Wohnung der bösen Geister, die so weitläufig ist wie ein großes Schloß; doch der gewöhnliche Sterbliche kann weder diese Burg noch ihre Bewohner sehen. Ist ein Mensch den Berg hinaufgestiegen und wirft einen Stein oder einen andern festen Gegenstand in den See, so erzürnt er die Geister, und es zieht ein schweres Unwetter auf.

Auf der einen Seite des Gipfels liegt ewiger Schnee, und der Abhang starrt von Eis. Hier ist der Bergkristall ganz gewöhnlich, aber niemals trifft ein Sonnenblick diese unwirklichen Höhen. Am Fuße des Berges zieht sich ein Fluß hin, dessen Sand goldhaltig ist, weswegen man viel Gold hier auswäscht. Auch Silber findet man in der Nähe, wie überhaupt die ganze Gegend ungemein ertragreich ist. Sieben Meilen entfernt liegt ein andrer Berg namens Grini, der auf der einen Seite in die See abfällt.

In dem Dorfe Junchera neben dem Berge Cannarum wohnte ein Bauer Peter. Dieser hatte einmal im Hause allerhand Verrichtungen vorzunehmen und wurde dabei von ununterbrochenem Geschrei seines kleinen Töchterchens so gestört, daß er das Kind schließlich zum Teufel wünschte. Aber welcher Schreck ergriff den Bauer, als der Teufel in seiner unsichtbaren Gestalt wirklich kam und das Kind in die Lüfte entführte!

Sieben Jahre waren seitdem vergangen, als eines Tages ein Mann aus der Gegend am Fuße des Berges seines Weges ging und einem Menschen begegnete, der jämmerlich weinte und ausrief: „Ach ich Unglücklicher, was soll ich tun, der ich von solcher Last be-

drückt werde?“ Auf die Frage, welche Ursache sein Schmerz habe, antwortete er, daß er nun schon seit sieben Jahren auf dem Berg Cannarum im Dienst der Geister gestanden habe, die ihn täglich als Reittier benutzt hätten. Und um den Glauben an seine Aussage zu verstärken, fügte er hinzu, auch ein Mädchen stehe bei den Geistern in Dienst, und zwar die Tochter des Bauern Peter aus Junhera. Übrigens bereite die Erziehung dieses Mädchens den Höllischen Schwierigkeit genug, und sie würden sie ohne weiteres dem Vater wieder ausliefern, wenn er auf den Berg käme.

Der Mann stutzte und war ganz im unklaren, ob er diese unglaubliche Kunde dem Vater mitteilen oder ob er Stillschweigen halten sollte; doch bald entschloß er sich zu reden. Er ging in das erwähnte Dorf und machte den Bauer ausfindig, der über den Verlust seiner Tochter in Klage ausbrach und seinem Besuch die Ursache seines Kummeres auseinandersetzte. Dieser offenbarte ihm nun, was er von jenem Mann auf der Straße gehört hatte; er setzte hinzu, es sei geraten, auf den Berg zu gehen und dort unter Anrufung des Namens Gottes die Geister zur Zurückgabe der ihm geraubten Tochter aufzufordern, denn er werde sein Kind wieder erhalten.

Der Bauer erstaunte nicht wenig über diese Erzählung, war aber schnell bereit, den wohlgemeinten Rat zu befolgen. So stieg er auf den Berg, gelangte zu dem See und beschwor die Geister, ihm das Mädchen wieder zu überlassen. Und wirklich, die Tochter erschien wie durch einen Hauch herbeigeblasen. Aber wie sah sie aus! Sie war lang aufgeschossen, dürr und häßlich, ihre Augen irrten unaufhörlich umher, ihre Knochen hingen kaum mit Nerven und Haut zusammen. Sie war ein Ausbund von Häßlichkeit und verstand nicht einmal eine Sprache, nichts Menschliches war an ihr.

Das war natürlich für den Bauer höchst wunderbar, und da er Bedenken trug, seine Tochter bei sich aufzunehmen, so ging er zum Bischof von Gerona, erzählte ihm den ganzen Hergang und fragte ihn, wie er sich dabei verhalten solle. Der Bischof war ein frommer Mann und gab der ihm anvertrauten Herde ein gutes Beispiel. Er stellte das Mädchen seiner ganzen Gemeinde vor und knüpfte daran

die weise Lehre, daß man ja nicht die Seinigen zum Teufel wünschen möchte, denn dieser gehe umher wie ein brüllender Löwe und sei eifrig darauf bedacht, menschliche Seelen in seine Gewalt zu erhalten.

Bald darauf wurde auch jener, der den bösen Geistern als Reittier gedient hatte, durch eine ähnliche Forderung seines Vaters aus den Krallen des Teufels befreit. Weil er zu der Zeit, als er geraubt worden war, schon in einem vernünftigeren Alter stand, so konnte er jetzt mit größerer Treue und Verständlichkeit erzählen, wie es bei den Höllegeistern zugeht. Er berichtete, daß sich neben dem See in einer unterirdischen Höhle der große Palast befinde. Am Zugange zum Palast ist eine Thür angebracht, und hinter ihr öffnet sich ein dunkler Raum. Hier kommen die Geister zusammen, wenn sie auf der Erde tätig gewesen sind, und sie erzählen dann ihren Oberen, was sie verrichtet haben. In den Umkreis des Palastes gelangen aber außer ihnen nur diejenigen, über welche sie unbedingte Herrschaft erlangt haben, und diese müssen die äußere Thür bewachen. —

Von den Hexen erzählt man, daß sie zur Nachtzeit augenblicklich in die verschlossenen Häuser eindringen und dort alles untersuchen, nämlich Fässer, Körbe, Näpfe, Kannen und Töpfe. Außerdem sollen sie die Kinder aus der Wiege ziehen, Licht anzünden und die schlafenden Menschen schlagen. Auch die Wassergeister sollen manchmal die Gestalt von Menschen annehmen und, ohne daß sie von irgend jemand erkannt werden, in der Frühe zuerst den Markt in der Stadt besuchen.

Diese Wassergeister leben sonst in den Höhlen der Flüsse und suchen die Frauen und die badenden Kinder durch goldne Ringe oder auch durch Becher anzulocken, die sie auf der Oberfläche des Wassers spielen lassen. Wenn nämlich jene die erschauten Gegenstände zu erreichen suchen, werden sie von den Nixen in die Tiefe gezogen. Und ganz besonders haben sie es auf stillende Frauen abgesehen, weil diese, wenn sie geraubt sind, die unselige Brut der Nixen nähren müssen. Zuweilen werden solche Frauen wieder nach oben entlassen, wenn sie nämlich sieben Jahre ihren Dienst getan haben. Sie erzählen dann, daß sie mit den Wassergeistern und deren Frauen

in weitläufigen Palästen gewohnt hätten, die sich in Höhlen und unter den Uferändern befinden.

Ich habe einmal eine solche Frau gesehen. Sie hatte am Ufer der Rhone Wäsche gewaschen, und da war ein Holzbecher angeschwommen. Um ihn zu ergreifen, ging sie etwas tiefer ins Wasser hinein, wurde aber sofort von einem Wassermann ergriffen und in die Tiefe hinabgezogen. Dort mußte sie sein Kind stillen, und als sie nach sieben Jahren wiederkam, wurde sie kaum noch von ihrem Manne und dessen Freund erkannt.

Die Frau wußte auch sonst wunderbare Dinge zu erzählen. Zuweilen nämlich verspeisten die Nixen geraubte Menschen und verwandelten sich auch selbst in Menschengestalt. Einmal gab ein Wassermann einer stillenden Frau ein Stückchen Aal zum Essen, und sie bestrich mit dem Fett des Aals ihr eines Auge und die eine Gesichtseite; davon erhielt sie alsbald die Fähigkeit, unter dem Wasser alles aufs feinste und klarste zu sehen. Als nun die Zeit ihres Dienstes erfüllt war und sie in die Heimat zurückgekehrt war, begegnete ihr einst in der ersten Morgenfrühe der Wassermann, und sie grüßte ihn und fragte, wie es seiner Gemahlin und ihrem ehemaligen Stillkind ergehe.

Darauf fragte sie der Wassermann: „Aber, wie kannst du mich sehen?“ Die Frau sagte ihm, daß sie ein sehendes Auge habe, nämlich das, welches sie früher mit Aalfett bestrichen. Da legte der Wassermann seinen Finger auf das Auge der Frau, und sofort wurde er für sie unsichtbar und ging von dannen. —

In der Stadt Arles gibt es am Nordtore an der Rhone eine Stelle, wo der Fluß eine tiefe Höhlung besitzt, und hier hauste wie unter dem Felsen von Taraske zur Zeit der hl. Martha, der Schwester des Lazarus und der Magdalena, eine furchtbare Schlange, die zum Geschlecht des entsetzlichen Leviathan im Meere gehörte. Sie hielt sich ganz im Verborgenen, um die Menschen zu verschlingen, die sich hier in den Fluß wagten.

Aus dieser tiefen Flußhöhle erscheinen die Nixen sehr häufig in hellen Nächten den Vorübergehenden in Menschengestalt. Und

vor drei Jahren trug sich hier folgendes zu. Drei Tage hintereinander schien eine Stimme aus der Tiefe der Rhone zu ertönen, die man sogar noch über jenes oben erwähnte Stadttor hinaus gut hören konnte. Es war, als ob ein Mensch am Ufer ohne Unterlaß rief: „Die Stunde vergeht, und noch kein Mensch kommt!“ Als am dritten Tage um die neunte Stunde jene Stimme heftiger als sonst ertönte, kam ein junger Mensch eilends ans Ufer gelaufen, aber in demselben Augenblick zog ihn der Wassermann mit sich hinab, und nie wieder hat jemand etwas von dieser Stimme gehört.

Von den Vampyrn oder Nachtfahren sagen die Naturkundigen, daß es nur nächtliche Vorstellungen der Menschen sind, die den Geist der Schlafenden plagen, wenn diese zu dicke Säfte haben. Augustin freilich berichtet, daß es wirklich solche Dämonen gibt; es seien die Seelen böser Menschen, die in einem lustigen Körper erscheinen.

Ich glaube feststellen zu können, daß manche Männer und Frauen zu ihrem Unglück nächtlicherweile in schnellstem Fluge die Lüfte durchheilen, in die Häuser eindringen und die Schlafenden bedrücken, indem sie ihnen schwere Träume erzeugen, so daß sie laut aufstöhnen müssen. Sie scheinen aber auch noch anderes zu verrichten, nämlich sie essen, zünden Lichter an, lösen die Knochen der Menschen auseinander und setzen sie wieder falsch zusammen. Ferner saugen sie den Menschen das Blut aus und machen sich mit den Kindern zu schaffen; sie tragen sie nämlich an andere Orte.

Merkwürdige Dinge haben sich mit meinem Verwandten gegeben, dem Erzbischof Humbert von Urles. Dieser Mann führt einen sehr christlichen Lebenswandel, und sein Wort verdient vollständig Glauben, zudem war seine Mutter eine überaus fromme Frau. Als er ein Säugling war und die Liebe der Eltern ihn mit dem möglichen Schutz umgab, lag er eines Nachts, wie gewöhnlich, am Bett der Eltern wohl eingebunden in seiner Wiege. Mitten in der Nacht hörte man ihn plötzlich weinen. Die Mutter fuhr erschreckt im Bett in die Höhe und griff nach der Wiege, fand aber das Kind nicht darin.

In ihrer Angst überlegte sie, fürchtete sich aber, zu sprechen, um die nächtliche Stille nicht zu stören. Als sie das Licht ange-

zündet hatte, suchte sie das Kind überall und fand es endlich in einem Wasserpfuhl sich umherwälzend, der am Abend vorher wegen eines Fußbades ausgegossen war. Es lag noch fest in seinem Bettchen und weinte nicht, sondern lächelte beim Scheine des Lichtes die Mutter an. Als diese der Amme und dem Gemahl die merkwürdige Begebenheit erzählte, waren alle darüber einig, daß nur Nachtgeister die Anstifter solcher Dinge sein könnten.

Denn wo sich solche Dämonen zeigen, ist es sogar häufig vorgekommen, daß die Kinder am frühen Morgen bei verschlossenen Türen vor dem Hause lagen und die Wiegen auf der Straße standen, wie ich von manchem glaubwürdigen Zeugen erfuhr. Ja, ich selbst habe mehrfach in meinem Keller volle Weinfässer nicht auslaufen sehen, trotzdem das Spundloch offen war, und niemand hätte mit der größten Mühe etwas anderes als Luft in ihnen finden können; nach Verlauf einer Stunde aber waren die Fässer wieder so gefüllt, daß nicht das geringste fehlte. —

Vor kurzem lebte in Katalonien ein Ritter namens Giralbus. Er war von vornehmer Herkunft, außerordentlich tüchtig im Felde und in seiner äußeren Erscheinung von hoher Anmut. Er besaß ein ausgezeichnetes Pferd, das im Laufen unbesiegbar war und — ein wahres Wunder — für alle schwierigen Lagen einen guten Rat wußte. Der Ritter nannte es daher „Guter Freund“.

Das Pferd fraß nur Gerstenbrot aus einer silbernen Schüssel und hatte zum Lager richtige Federkissen. Wenn aber der Ritter irgend ein wichtiges Geschäft zu erledigen hatte, so suchte er stets Hilfe bei seinem Pferde, weil ihm dies die besten Ratschläge erteilen konnte. Freilich konnte kein Mensch als der Ritter selbst erkunden, durch welche Worte und Zeichen und Bewegungen sich das Pferd verständlich machte. Und das wußten alle Bekannten des Ritters, ja sogar seine Hauptfeinde, daß er, der nur sein Pferd um Rat fragte, in jeder Lebenslage von Glück begünstigt wurde. Denn er stach alle aus und wurde von niemand ausgestochen, niemand konnte ihn besiegen, denn wenn es auch schien, daß er sich im Kampfe zurückzog, stets mußten ihm seine Gegner endlich unterliegen.

Der junge Ritter war auch sonst vom Glück begünstigt worden, er war heiter und freundlich im Umgange und wußte sehr gut zu musizieren. Natürlich war er bei den Damen überaus wohl gelitten. Einst hielt er sich in meinem Schlosse auf, das ich durch kaiserliche Gnade als rechtmäßiges Erbe meiner Frau erhalten habe. Der Tag wurde durch die Anwesenheit des Königs Alfons von Aragonien und der Schwiegermutter des Kaisers besonders ausgezeichnet. Als die letztere mit ihren Hofdamen und vielen Großen aus der Umgegend sich zum Hören niedergelassen hatte, zog der Ritter sein Saiteninstrument hervor und spielte darauf, wozu die Damen einen Reigen aufführten.

Und siehe da, das unvergleichliche Pferd kam zu der Gesellschaft und tanzte im Takte der Musik ganz kunstgerecht mit. Ich weiß wirklich nicht, was ich dazu sagen soll. War das Tier ein wirkliches Pferd, woher hatte es seine große Klugheit und seinen hohen Verstand? War es dagegen eine Fee, wie die Menschen wissen wollten, oder ein anderes Geistergebilde, wie konnte es Nahrung zu sich nehmen? Und wie soll sich das Folgende erklären? Der Waffenträger des Ritters wurde nämlich später durch eine sehr große Geldsumme bestochen, seinen Herrn zu töten. Und als der Mord wirklich begangen war, verweigerte das Pferd jede Nahrung und endete freiwillig durch einen gewaltigen Stoß seines Kopfes gegen die Wand. Das geht doch über den Verstand eines Tieres hinaus!

Von der großen Weisheit Salomos will ich ein hervorragendes Beispiel berichten. In Phönizien liegt die Stadt Byblos, die sich Salomo ausersehen hatte, um dort für seinen Tempel die Marmorbilder meißeln und glätten und das kostbare Holz zubereiten zu lassen. Und die Juden wissen zu erzählen, daß er für das schnellere Spalten der Steine den Saft des Wurmes Chamir angewendet habe, da die mit solchem Saft bestrichenen Marmorstücke sich leichter schneiden ließen. Die Auffindung dieses Mittels ist höchst seltsam.

Salomo besaß einen Strauß, der ein Junges hatte, und als der König einmal das Junge in ein Glasgefäß einschloß, sah dies der Strauß, konnte aber nicht zu dem Kleinen gelangen. Er ging

daher in die Wüste, holte jenen Wurm, bestrich das Glas mit dessen Saft und konnte es damit öffnen. Als nun Salomo die Spitze des Berges Morija als zu klein für den Tempel erkannte, ließ er sie abtragen und oben eine außerordentlich geräumige Plattform errichten. Und als ich ein Knabe war, hat man zur Zeit des Papstes Alexander III. in Rom eine Flasche mit milchweißer Flüssigkeit gefunden, deren Inhalt, auf Steine irgend welcher Art gestrichen, solche Bildwerke auf ihrer Oberfläche hervorbrachte, wie sie der Bildhauer beabsichtigt hatte. Die Flasche stammte aber aus dem alten Kaiserschloß in Rom, und ihr Inhalt wie dessen eigentümliche Kunstfertigkeit wurde vom römischen Volke aufs höchste bewundert. —

Moses soll, wie ich gelesen habe, von solcher Schönheit gewesen sein, daß es keinen ernstdenkenden Mann gab, der nicht in seinen Anblick versunken gewesen sei. Ja, viele Leute verließen ihre Arbeit und sahen ihm nach, wenn er über die Straße kam. Als er Herzog der Ägypter geworden war, bekriegte er die Äthiopen, und um schnell in ihr Land zu gelangen, wandte er eine List an. Er zog nämlich erst durch wüste Gegenden, in denen sich viele Schlangen aufhielten, und hierhin hatte er in Papierkästen, die er auf Wagen stellen ließ, in großer Menge den Ibis mitgenommen, wie der ägyptische Storch benannt wird, der der natürliche Feind der Schlangen ist.

Als er in die schlangenreichen Gegenden kam, ließ er sein Heer ein Lager aufschlagen und die Vögel aussetzen, um die Schlangen zu vertilgen. So kam er den Äthiopen bei, die er im Kampfe besiegte und in der Stadt Meroe einschloß, welche früher Saba Regia genannt wurde. Als er die Stadt schon lange belagert hatte, warf die äthiopische Königstochter Tharbis ein Auge auf ihn, und sie ließ ihm die Unterwerfung der Stadt anbieten, wenn er ihr die Ehe verspreche. Darauf ging Moses ein.

Bald darauf aber fingen Mirjam und Aaron mit ihm und Tharbis Streit an, und als er nach Ägypten zurückkehren wollte, weigerte sich seine Gemahlin. Da er nun in der Sternkunde sehr erfahren war, so ließ er kleine Bilder auf zwei Edelsteine schneiden. Das eine Bild hatte die Fähigkeit, das Gedächtnis zu schärfen, das

andere bewirkte Vergessenheit. Die Steine fügte er in zwei ganz gleiche Ringe. Den Ring mit dem Steine Vergessenheit schenkte er seiner Gemahlin, den andern steckte er selbst an den Finger, und mit dieser List gelang es ihm, wieder nach Aegypten zu kommen. —

Bei den Bewohnern Frankreichs und Englands ist es nicht ungewöhnlich, daß sich manche ihrem Geschick gemäß beim Mondwechsel in Wölfe verwandeln. So weiß ich es aus der Auvergne, daß der Graf Pontius im Bistum Clermont den äußerst tapferen und waffenkundigen Ritter Rainald aus seinem Erbe und außer Landes trieb. Der unglückliche Ritter floh heimatlos und unstet in die Fremde, und als er nach Art der wilden Tiere einsam durch Schluchten und Gebirge eilte, da wurde er eines Nachts von so entsetzlichem Schrecken ergriffen, daß er den Verstand verlor und sich in einen Wolf verwandelte. Als solcher hat er dem Lande großen Schaden zugefügt.

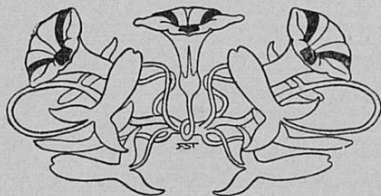
In seiner entfesselichen Gier verheerte er nämlich ganze Bauernfamilien; die Kinder schlang er in seinen Rachen hinab, und auch die Erwachsenen zerfleischte er, wo er konnte. Endlich wurde er von einem Zimmermann heftig verfolgt, und als ihm der Mann mit dem Beil die eine Pfote abgeschlagen hatte, nahm er wieder seine menschliche Gestalt an. Da bekannte er frei und öffentlich, daß er seinen Fuß gern verloren habe, weil er dadurch der kläglichen Verzauberung entronnen sei.

Auch von anderen habe ich gehört, daß durch Verlust eines Gliedes die Menschen von solchem Unglück befreit werden. So lebte bei dem Schlosse Luch in der Nähe von Viviers ein Bauer namens Calcevayra, der beim Mondwechsel ebenfalls der Verwandlung in einen Wolf unterlag. Er erzählte: „Wenn meine Zeit gekommen war, so mußte ich mich von den Menschen absondern und meine Kleider unter einer Hecke oder unter einsamen Felsen niederlegen. Hatte ich mich dann nackt auf der bloßen Erde umhergewälzt, so wurde ich zum reißenden Wolf und brach mit offenem Rachen heulend in eine Herde ein. Die Wölfe stürmen dann aber mit offenem Rachen dahin, weil sie zum Aufreißen desselben ihre ganze Kraft und die

Hilfe der FüÙe brauchen; sie vermögen ihren Rachen nicht zu öffnen, wenn sie von Verfolgern sofort angegriffen werden. Dann nämlich kann man sie leicht fangen."

Während alle Tiere nach der Schöpfungskraft durch Zeugung allmählich aus ihren ersten Eltern hervorgegangen sind, so ist es für alle Völker ein unerhörtes Wunder, was in einem Teile von Großbritannien häufig geschieht. Nämlich im Gebiet der Abtei Feversham, die in der Grafschaft Kent und im Erzbistum Canterbury liegt, wachsen am Meeresstrand gewisse Sträucher bis zur Höhe der Weidenbüsche. An diesen Sträuchern zeigen sich Knoten, die den Knospen der späteren Triebe gleichen und sich in kleine Vögel verwandeln, wenn ihre Keime aufgeschossen sind. Die Vögel hängen mit dem Schnabel am Strauche, werden aber, sobald die Tage ihrer Entwicklung verstrichen sind, lebendig, schlagen mit den Flügeln, gleichsam als ob ihre Geburt vollendet sei, und gleiten dann ins Meer hinab. Sobald sie aber auf den Wasserfluten schwimmen, werden sie von den Menschen gefangen.

Diese Vögel erreichen die Größe kleiner Gänse, ihre Federn sind teils bunt, teils denen kleiner Gänse ähnlich. Man iÙt sie gebraten zur Osterzeit, weniger des guten Geschmacks wegen, als weil sie kurz zuvor von der Natur erzeugt werden. Das gewöhnliche Volk nennt diese Vögel Barnete.





VIII. Klagen eines Schulmeisters aus dem Labyrinthus des Eberhardus Teutonicus



Möret an, was mir kürzlich geschah. In trauriger Stimmung kam die elegische Muse zu mir, als mein Gemüt sich in ähnlicher Verfassung befand. Und als sie bei mir eingetreten war, sprach sie folgendes: „Unter aufrichtigen Klagen beweine ich es, daß dir der gebührende Lohn für deine Arbeit größtenteils verloren geht. Denn was man dir einst als Belohnung für deine harte Mühe ver-

sprochen hat, das pflegt man dann ohne weiteres zu verringern, wenn du mit dem Knaben ans Ziel gekommen bist.

Der eine Vater will dir nur die Hälfte geben, ein anderer verweigert überhaupt jede Bezahlung, da er sich ungerechterweise darüber beklagt, daß sein Sohn nichts bei dir gelernt habe. Dieser wieder schwört, dir gegeben zu haben, was er in Wahrheit niemals gab, jener will dich mehr mit honigsüßen Worten bezahlen und drückt dir daher nur ein Spottgeld in die Hand. Was bleibt dir übrig? Damit du dein Geld nicht ganz verlierst, das dir rechtmäßig gebührt, mußt du als Anwalt deines Lohnes betrübt vor das Gericht gehen, das wie ein Gegenmittel gegen den Betrug erscheint.

Ist dir dann die Entscheidung des Richters wirklich günstig

und du erhältst etwas, so mußt du die Rede des Vertreters vor Gericht bezahlen, und durch den verbleibenden Rest schwillt dir deine Börse nicht an. Die Ursache deiner Armut hat sich verdreifacht.

Hierzu kommt, daß manche Knaben ein verdorbenes Gemüt haben, so daß sie sich vom Guten nicht angezogen fühlen, während ihnen das Schlechte in hohem Maße gefällt. Durch allerhand unerlaubte und ehrlose Handlungen, die sie zu vollbringen wagen, verlieren sie die Unschuld ihres Alters. Die Schreibtafel hat für sie keinen Reiz mehr, wohl aber das Geldstück, nicht der Schreibgriffel zieht sie an, sondern das Würfelspiel, nicht der Spielreifen beschäftigt sie mehr, sondern das Ballspiel (in den Schulen des Mittelalters war dieses Spiel nicht erlaubt).

Solche Knaben tun stets das Verkehrte: Anstatt zu lernen, halten sie es mit dem Schankwirt, anstatt mit dem Lehrer, verkehren sie mit dem Kellner in der Kneipe, und statt der Bücher haben sie es lieber mit liederlichen Mädchen zu tun. Da sie nicht mehr rein sind, so sind sie auch keine Knaben mehr, jugendliches Wesen gefällt ihnen nicht, und von der ihrem Alter so notwendigen Sauberkeit wollen sie nichts wissen. Sie stecken ihre Genossen mit ihren Lastern an und vergiften die Reinheit ihres Knabenalters, so wie ein räudiges Schaf die andern ansteckt.

Anderer Knaben sind wiederum völlig zügellos und werden von blinder Raserei ergriffen und lassen sich auch nicht durch den Riemen der Peitsche zähmen: weder der Honig des liebevollen Wortes, noch der Stachel der Ermahnung oder das Gift der Rute kann sie zur Besinnung bringen. Ihr Diktat ist Zank, aus Schimpfworten besteht ihr Lesen, ihre Verse atmen Kampf, und Streit loht in ihrer Ausdrucksweise. Nur der Zank versüßt diesen wilden Knaben das Dasein, Schimpfwörter stillen ihren Hunger und Durst, der Widerspruchgeist erfüllt ihre Seele ganz, und alles dient ihnen überhaupt nur zum Streit.

Viele wieder wissen nach Art des treulosen Fuchses den Lehrer zu hintergehen und unter der angenommenen Maske der Einfalt betrügerische Listen auszusinnen. Eine wahre Engelsmiene nehmen sie

an und verbergen dahinter ihre teuflische Kunst: Stromweise ergießen sich ihre Betrügereien auf ihre Umgebung, und da verdecken sie Schmutz mit einem Edelstein, Gift mit der Süße des Honigs, den Dorn mit der Schönheit der Rose, Rot mit dem Glanz des Spiegels.

Sie freuen sich außerordentlich, wenn sie ihre Altersgenossen schädigen können, und bemühen sich stets, ihre offenbare Unschuld darzutun. Aber diese Einfalt, die sie nach Begehung einer schlechten That erheucheln, ist doppelte Heuchelei, und deshalb können sie ihre ahnungslosen Genossen mit um so gefährlicherer Waffe treffen.

Ferner macht sich bei nicht wenigen Knaben der Hang zu windiger Prahlerei und Selbstüberhebung geltend; das ist der Fluch Luzifers, der damit schon im Himmel begann. Schönheit, Wissen und Reichthum erzeugen jene Überhebung, deren Tochter das Verderben ist, und wo die Mutter ungeschont auftritt, da gesellt sich die Tochter schnell hinzu. Und diese gefährliche Mutter des Verderbens reißt jene Stolzen, die Kinder des Neides und der Mißgunst, bald in zweifachen Tod.

Denn sie verachten diejenigen, die unter ihnen stehen, und dulden nicht, daß sich einer neben sie stellet: alle Gleichgestellten suchen sie schleunigst hinabzudrücken. Über alle wollen sie herrschen, über alle anderen wollen sie geehrt werden, und ihr Wille soll über alle erhaben sein. Und rügt man ihr Benehmen, so schwellen sie vor Stolz auf wie eine Blase, und häßlicher quaken sie als die aufgeblasenen Frösche. Wagt man sie aber mit der Rute zu züchtigen, dann tobt ihre Wut, und Jornerstränen fließen über das Gesicht, wie frisches Wachs im Feuer zerfließt.

Anderer Knaben sind so stumpfsinnig, daß man eher eine Wortform auf Diamant einritzen könnte, als bis sie das fassen, was man ihnen beim Unterrichte überliefert. Solche Schüler weisen in ihrem Innern jeden Hieb ab, so wie ein steiniger Acker keine Früchte bringt, wenn man auch das Saatkorn sorgfältig auf ihm ausgeworfen hat. Ihre Zunge mag beständig hämmern, um Worte hervorzubringen, aber sie sprengt doch nicht die eisernen Bande ihres Geistes, und den

Lehrer schmerzt das Hirn ob solcher Dummheit, da bei ihnen alles vergeblich ist.

Manche Knaben sind zwar im Lernen so willig, wie eine Flüssigkeit dem Siegelring nachgibt, wenn man ihn draufpreßt. Aber was sie sehr schnell gefaßt haben, können sie nicht behalten. Ihr Gehirn ist zu flüchtig, und sie gleichen einem Gefäß, das nichts bei sich behält, einem Topf ohne Boden, einem Krüge, der die eingegossene Flüssigkeit fahren läßt; bei ihnen ist alle Mühe vergebens.

Es gibt aber auch viele junge Leute, denen der Leichtsinne angeboren ist. Ihnen ist es nicht genehm, an einem Orte zu studieren, sie wollen die Schule zehn- oder zwölfmal wechseln. Man hat sie so sicher wie eine Schlange, die man am Schwanz hält, und wenn man den gebührenden Lohn für seine Arbeit von ihnen fordert, da entweichen sie.

Wieder andere gleichen dem Proteus: die große Unbeständigkeit ihres Sinnes läßt sie auch häufig ihr ganzes Äußere wechseln. Schnell mißfällt ihnen, was ihnen noch eben zuvor behagte, und was sie erst mit Eifer erstrebten, verachten sie dann, um es nach kurzer Zeit wieder aufzusuchen; nichts ist bei ihnen standhaft.

Diejenigen, welche an Schnelligkeit der Schildkröte gleichen, wenn sie des Morgens zur Schule schlendern, laufen am Abend schnell wie die Hasen nach Hause zurück, beim Lernen erscheint ihnen jede kurze Stunde ungebührlich lang, aber jeder freie Tag ist ihnen viel zu kurz. Und in ihrer Unlustigkeit mißfällt ihnen der Unterricht des Lehrers so, wie der Biene der Tarus, wie der Rabe das Wasserbad und wie dem Hunde die Rute. Behandelt man mit ihnen den Algorismus (ein Werk mathematisch-astronomischen Inhalts), so kann sich der Lehrer schon bei der zweiten oder dritten Figur, die er ihnen erklärt, vor Ärger kaum noch fassen.

Aber hiermit bin ich noch nicht zu Ende, die allgemeine Klage des Lehrers über seinen Stand muß auch noch ein größeres Übel erwähnen. Dein Herz ist dir gewiß aufgegangen bei der Sorgfalt deiner Arbeit und dem Feuereifer deines Lernens, da befällt deinen Körper auch schon das Elend des Hungers, das sich in Paris so schnell fühl-

bar macht. Denn wie Paris für die reichen Leute ein wahres Paradies ist, so ist es für die Armen ein unersättlicher Sumpf des Elends und der Entbehrung.

Du warst einst auch in Orleans, der Hochschule des Wissens, wo die Schriftsteller in Ansehen stehen, wo der Musenquell springt und der Gipfel des Helikon in die Wolken emporragt. Von dort bist du zurückgekehrt und hast kaum mehr die nötige Kleidung. Bläß bist du vom Studieren bei der Lampe geworden, elend ist dein Körper, und du hast nichts zum Leben. Und jetzt hat dich ganz die Sorge und Mühe mit der Schuljugend eingenommen, du quälst und ängstigt dich mit deiner Pflicht den Knaben gegenüber, du quälst dich mit deinem großen Eifer und sogar mit Furcht.

Wenn du die Nacht über gewacht hast und unermüdtlich dein Pensum lasest beim Schein der Lampe, dann bringt dir der Morgen nichts als Schmerzen im Kopfe. Und wie vieler Verdruß steigt dir nun auf, wenn du in der Schule auf dem Katheder sitzt und ein jeder Schüler das Gelernte aussagen muß! Wieviel Arger hast du mit der Deklination, die du früh am Morgen und noch spät am Abend ununterbrochen mit deinen Schülern durchgehen mußt, ehe sie bei ihnen fest sitzt!

Welche schreckliche Qual ist es, jeden Tag den Stoff auswählen zu müssen, der für die geistigen Kräfte der Knaben wirklich paßt! Und wie schwer ist es, die Versseuche zu ertragen, denn du mußt diese elenden und nichtsnutzigen Verse anhören, mußt die Fehler aufzeigen und dann sogar noch die Verbesserung angeben!

Und obwohl du täglich immer und immer wieder nur Gutes austreuest, so entspricht doch der Erfolg deiner Mühe keineswegs. Auf dem Katheder mußt du sitzen und wie auf einem Gerichtstribunal den Streit um des Kaisers Bart anhören. Und dabei erheben sich bald hier bald dort allerhand kindische Klagen, und heulende Stimmen dringen verlegend an dein Ohr. Du mußt die streitenden Parteien anhören, und welchen Entscheid du auch immer geben magst, den kannst du als dein Gebot nur mit Rutenstreichen durchführen. Eine schwere Aufgabe ist es für dich, die Strafe für jedes Vergehen mit

Schlägen zu verabfolgen, und wie oft mußt du nicht grobe Ungezogenheiten, welche deine Knaben begehen, einfach ignorieren.

Aber wenn du nun auch einmal die wirkliche Unart eines Knaben unbeachtet läßt, um nicht Zeit zu vergeuden, da kommt dann der Vater und beklagt sich aufs heftigste über deine Nachlässigkeit. Der Junge erhält dann von den Eltern die verdiente Strafe, gegen dich aber richten sich Zorn, Zank, Schimpfworte und Drohungen.

Es läßt sich überhaupt gar nicht ausrechnen, was du auf dem Ratheder für widerliche Streitigkeiten auszufechten hast. Es ist wirklich eine Last und keine Ehre, so viel ungezogene Jungen zu zügeln und zu unterrichten; daß man mehr Kummer dabei aussteht, das wird durch die praktische Erfahrung vollständig klar.

Und was für Leute besteigen das Ratheder? So mancher hat überhaupt nichts gelernt und will doch lehren, er verspricht viel und hält nichts. Ihm ist viel mehr an dem Namen als an der Sache gelegen, und ein solcher Mensch ist nichts weiter als der Affe vom Gelehrten, nämlich der Gelehrte wird vorgegeben, aber der Affe steckt dahinter. Und wie gewöhnlich gelten solche Leute mehr als diejenigen, die sie vorstellen wollen, denn sie verstehen ganz vorzüglich zu schmeicheln. Es weiß ja auch die Gans sich kühnlich über den Papagei zu stellen, oder die Krähe über den Schwan, die Eule über die Lerche und der Rabe über die Nachtigall. — Jetzt aber stehe ich ermüdet am Ziele und beschließe mit diesen Worten mein Gedicht.





IX. Aus den Legenden, Novellen und Erzählungen des Cäsarius von Heisterbach



In der Gereonskirche zu Köln lebte vor kurzem ein Stiftsherr Werimbold, der aus edlem Geschlecht stammte und sehr einträgliche Pfründen innehatte. Er war aber von Natur so einfältig, daß er nicht einmal addieren, sondern immer nur eins mit eins zusammenrechnen konnte. Er hatte einmal in seiner Küche eine ganze Menge Schinken hängen, und damit ihm keiner abhanden kommen könne, zählte er sie so: „Hier ein Schinken und sein Genosse, hier ein Schinken und sein Genosse“ usw. Einer wurde ihm aber von den unredlichen Dienstleuten gestohlen, und als er bald darauf wieder in die Küche kam und die Schinken zählte, merkte er aus der ungleichen Zahl, daß einer verschwunden war. Da rief er aus: „Mir ist ein Schinken abhanden gekommen“, und die Dienstleute lächelten und sagten: „Herr, er wird sich schon wieder finden!“ Als er hinausgegangen war, nahmen sie einen zweiten Schinken weg, so daß die Zahl wieder eine gleiche wurde. Dann holte man Werimbold wieder, und als er von neuem zählte und die Zahl gleich fand, sagte er freundlich zu ihnen: „Es ist gut, ihr Herren, ich hätte doch schweigen können!“

Wollten sich die Diener einen guten Tag machen und einen

Schmaus veranstalten, dann meinten sie zu Werimbold: „Herr, warum sorgt Ihr nicht besser für Euch? Ihr seid ja ganz krank!“ Wenn er dann fragte: „Woher wißt ihr das, meine guten Leute?“ — dann sagten sie: „Das sehen wir an Euren Haaren, sie sträuben sich nach oben.“ Nun wurde er ins Bett gebracht, und die Diener taten sich an den herrlichen Speisen gütlich, die angeblich für seine Krankheit zubereitet waren.

Von dieser Einfalt hörte einst ein Bauer, der ein niederträchtiger und verschlagener Mensch war, weil seine Vorfahren schon seit den ältesten Zeiten Hörige gewesen. Mit verstellter List sprach er zu Werimbold: „Herr, ich kann es nicht länger mit ansehen, daß Euer Geld und Gut so schamlos verschleudert wird. Denn ich bin Euer Höriger, und es ist daher billig und gerecht, daß ich Euch, meinem adligen Herrn, redlich diene und Euer Vermögen in meinen treuen Schutz nehme.“

Der Stifths herr ging wirklich in die Falle und vertraute seinem Hörigen alles an. Raun aber hatte sich der Herr schlafen gelegt, so saß sein Verwalter mit den übrigen Dienstleuten am behaglichen Feuer und hielt mit ihnen große Trinkgelage. Einst hatte er einen Spielmann dazu geladen, und als dieser zum Saiteninstrument seine Gesänge vortrug, wachte der Herr auf. Doch der Hörige trat ihm entgegen und fragte ihn: „Wohin wollt Ihr gehen, Herr?“ Werimbold erwiderte: „Ich habe eine äußerst liebliche Weise gehört, weiß aber nicht, woher sie kam.“ „Geht wieder zu Bett,“ sagte der Hörige, „die Mönche in Deuz fangen soeben zur Orgel.“

Es geschah nun mit göttlichem Willen, daß Werimbold in der Kirche zum hl. Gereon zum Kellermeister erhoben wurde. Diese Kirche hat aber sehr bedeutende und reiche Einkünfte. Und es erging ihm wie einst Joseph, der nichts kannte als das Brot, das er aß, und auch dieses nicht ganz genau; da aber dem Herrn die Einfalt des Herzens genehm ist, so kam er diesem Mangel zu Hilfe und segnete alles, woran er Hand anlegte. Als nämlich Werimbold einmal in den Kornspeicher kam und darin eine Menge Katzen umherlaufen sah, konnte er kaum die Stunde des Kapitels abwarten, und alsbald warf

er sich dem Dekan zu Füßen und bat ihn unter Verzicht auf die Schlüssel, ihn von seinem Amte entheben zu wollen.

Der Dekan und die Brüder fragten ihn nun: „Guter Werimbold, was ist der Grund zu diesem Verzicht?“ „Ich mag den Schaden unsrer Kirche nicht länger mit ansehen!“ „Welchen Schaden meinst du denn, der unsre Kirche betroffen hat?“ „Ich habe heute auf dem Kornspeicher eine Menge Rassen gesehen, sie werden euren ganzen Kornvorrat verzehren.“ „Rassen fressen kein Getreide,“ hielt man ihm ein, „sondern halten es von Mäusen rein!“ Lange mußte man ihn bestürmen, das Schlüsselamt wieder zu übernehmen, denn man wußte wohl, daß Gott die Kirche um seiner Einfalt willen segne.

Ein anderes Mal hatte er aus verschiedenen Zinsleistungen Geld in mehreren Münzsorten eingenommen, und einer der Dienstreute hatte sich mit einem Teil des Geldes aus dem Staube gemacht. Als er den Verlust entdeckte, klagte er heftig darüber, doch als man ihn trösten wollte, meinte er: „Ich jammere nicht über den Verlust, sondern über die Gefahr! Die gestohlenen Denare sind ja dem Diebe nicht geschenkt worden, und wenn man den Unglücklichen ergreifen wird, so wird man ihn verurteilen, und ich allein trage die Schuld an seinem Tode.“

Hier könnte man einhalten, daß man solche Leute in unserer Zeit nicht zu Kellermeistern erheben würde. Indes die Zeiten ändern sich und auch die Menschen. Und heute noch geschieht es gar nicht selten, daß die Gotteshäuser unter einfältigen Prälaten und Offizialen in weltlichen Dingen viel Nutzen haben, während sie unter der Verwaltung von schlauen und weltklugen Leuten Einbuße erleiden.

Als der Erzbischof Rainald (von Dassel) in Köln herrschte, nahm man mehrere Ketzer in der Stadt fest, und nachdem sie von unterrichteten Leuten befragt und ihre Ansichten als falsch erklärt worden waren, übergab man sie dem weltlichen Gericht zur Verurteilung. Sie wurden zum Feuertode verurteilt, und als die Exekution beginnen sollte, bat einer von ihnen namens Arnold — die übrigen nannten ihn ihren Meister — um Brot und ein Becken mit Wasser.

Manche wollten dem Verurteilten diesen letzten Wunsch erfüllen, aber einige erfahrene Männer meinten, das dürfe nicht geschehen, denn es könnte dabei Teufelswerk sich ereignen, das den Schwachen Argernis und Verderben bringen würde. Ich weiß auch, um welchen Irrwahn es sich hier handelt. Nämlich vor drei Jahren wurde vom König von Spanien ein anderer Ketzer ergriffen und verbrannt, und dieser forderte dasselbe, um damit eine gotteslästerliche Kommunion anzustellen, die den Seinigen eine Wegzehrung zur ewigen Verdammnis werden mußte.

Nämlich ein spanischer Abt unseres Ordens, der unser Kloster kürzlich aufsuchte und vordem mit seinem Bischof und anderen Prälaten über jenen Ketzer zu Gericht geseßen hatte, erzählte uns, der Mensch hätte gesagt, jeder beliebige Christ sei imstande, auf seinem eignen Tische und mit dem Brot, das er esse, den wahren Leib Christi hervorzurufen. Jener Spanier aber, der das gesagt hat, war ein Schmied.

Die Ketzer in Köln wurden aus der Stadt geführt und in der Nähe des Judentirchhofs auf den Scheiterhaufen gebracht. Und viele haben es mit angesehen, daß Arnold, als sie schon alle tüchtig brannten, seine Hand auf die schon halbversengten Köpfe seiner Schüler legte und dazu die Worte sagte: „Seid beständig in eurem Glauben, denn heute noch werdet ihr in die Gemeinschaft mit dem heiligen Laurentius kommen.“ Ihre Ketzerei stand freilich weit ab vom Glauben des Laurentius.

Unter diesen Ketzern befand sich auch eine schöne Jungfrau. Da sie das Mitleid von vielen erregt hatte, so befreite man sie vom Feuertode und stellte ihr frei, entweder zu heiraten oder ins Kloster zu gehen. Als sie aber anscheinend auf alles wörtlich eingegangen war, fragte sie, nachdem ihre Gefährten verbrannt waren, ihre Hüter: „Wo liegt jener Verführer?“ Und als man ihr die verfohlte Leiche Arnolds gezeigt hatte, entwand sie sich den Armen ihrer Begleiter, verhüllte ihr Antlitz mit dem Kleide und warf sich mit Inbrunst auf den Toten; freiwillig wählte sie den Feuertod, um mit jenem Arnold ewig in der Hölle zu schmachten. —

Bruder Wilhelm, der einst unser Kämmerer und vor seinem

Eintritt ins Kloster Kanonikus in Utrecht gewesen war, hatte als junger Mann das Kreuz genommen und war zur Eroberung des heiligen Grabes nach Palästina übers Meer gezogen. Bevor sein Schiff in den Hafen von Akkon eingelaufen war, hatten er wie seine Begleiter an verschiedenen Stellen nahe bei der Stadt vor Tagesanbruch leuchtende Fackeln gesehen, und als man die Schiffer nach der Ursache fragte, sagten diese, es sei jetzt heiße Sommerszeit und deshalb habe man der Kühlung wegen bei der Stadt die Zelte aufgeschlagen. Bei dieser Antwort beruhigten sich die Kreuzfahrer.

Sie kamen dann in den Hafen und erkannten nun, daß die Stadt den Sarazenen in die Hände gefallen war, wie ja zu jener Zeit unter der Regierung Kaiser Friedrichs das ganze Heilige Land durch Saladin, den König Syriens, erobert worden war.

Damals befand sich Noradin (Nur-eddin), der Sohn Saladins, in der Stadt, ein Mann von überaus frommer und wohlthätiger Gesinnung. Als dieser das christliche Schiff im Hafen sah und den Grund seiner Ankunft ahnte, da es ein einziges war, empfand er Mitleid mit den darauf befindlichen Christen und schickte einen vornehmen Muselmann, der gut Französisch sprach, mit einem Helm dahin ab und ließ den Christen sagen, sie hätten keinen Grund, um ihr Leben besorgt zu sein.

Die Kreuzfahrer waren allerdings bis zur Ankunft jenes Gesandten in Zweifel darüber, ob sie getödtet oder nur gefangen genommen würden. Bei ihnen befand sich auch ein vornehmer aber schwerkranker Herr aus Schwaben namens Christian, der fast in seinen letzten Zügen lag. Er übersandte durch jenen Muselmann alle seine prächtigen Waffen an Noradin und ließ ihn bitten, das Leben seiner Genossen zu schonen. Er sagte: „Ich hatte allerdings gelobt, mit diesen Waffen Christus drei Jahre zu dienen, ich sehe aber klar, daß das Schicksal anders über mich bestimmt hat.“

Mit dem Muselmann wurden zugleich mehrere Christen an Noradin geschickt, welche dies Geschenk zu überbringen hatten; unter ihnen befand sich Bruder Wilhelm, der gleichfalls gut Französisch verstand. Als Noradin die übersandten Geschenke erblickte, nahm er sie mit

großer Ehrfurcht in Empfang und küßte sie alle einzeln; er ließ dem Schwerkranken sagen, daß er ihn selbst besuchen wolle.

Der vornehme Schwabe war aber soeben gestorben, und man hatte ihn alsbald mit einem großen Stein ins Meer versenkt; seinen Platz in der Krankenkammer nahm ein anderer adliger Herr ein, der auch an schwerer Krankheit darniederlag. Als nun Noradin am nächsten Morgen auf das christliche Schiff kam, bedankte er sich für die übersandten Geschenke, setzte sich zu dem Kranken und unterhielt sich mit dem Arzte, den er mitgebracht hatte, sehr angelegentlich über die mögliche Genesung.

In seiner Güte hatte er auch überaus köstliches Obst für den Kranken mitnehmen lassen, das, wie er angab, aus dem Garten seines Vaters bei Damaskus stammte. Zu dem Kranken gewendet aber sagte er: „Am deinertwillen werde ich allen Christen Gutes tun.“ Man bat ihn dann um bewaffnetes Geleit nach der Stadt Jerusalem, die damals noch nicht von den Muselmännern erobert war. Das lehnte er jedoch mit den Worten ab: „Es wäre für euch wenig sicher und für mich nicht ehrenvoll, wenn die Räuber, die jetzt auf allen Straßen den Reisenden auflauern, euch angriffen und das Geleit, um das ihr mich bittet, niedermehelten.“

Dann stieg Noradin aus dem Schiff, nachdem er von dem Kranken und dessen Gefährten Abschied genommen und ihnen die Erlaubnis gegeben hatte, frei in ihr Vaterland zurückzukehren; gegen künftige Angriffe der Sarazenen hatte er ihnen sogar einen Abdruck des königlichen Wurfspeers als Schutz mitgegeben.

Der oben erwähnte vornehme Muselmann wurde aber vom Bruder Wilhelm nach Akkon zurückbegleitet, und unterwegs fragte ihn Wilhelm: „Sage, o edler Jüngling, wie halten die Christen in Eurem Lande ihr Geseß?“ Jener wollte die Wahrheit nicht gestehen und antwortete: „D, ganz gut!“ Darauf sagte der Admiral der Sarazenen, der jene geleitete: „Ich will dir das Geseß nennen, nach welchem die Christen in diesem Lande leben. Mein Vater war ein vornehmer Mann und gehörte zu den Großen des Landes. Er schickte mich zum König von Jerusalem, um an dessen Hofe Französisch zu

lernen, und der König schickte wiederum seinen Sohn zu meinem Vater, damit er die sarazenische Sprache erlerne. Aus diesem Grunde kenne ich das Leben bei den Christen dieses Landes vollständig. Ich will es dir mitteilen.

„Es gab in Jerusalem keinen noch so reichen Bürger unter den Christen, der nicht um Geld seiner Schwester, seiner Tochter, ja sogar seiner Gattin Ehre der Sinnelust der Fremden geopfert und den Fremden auf solche Weise ihr wohlervorbenes Geld aus der Tasche gezogen hätte. Sie alle waren in hohem Maße den Begierden der Kehle und der Fleischeslust ergeben, sie unterschieden sich kaum vom Vieh.

„Und die Hoffart herrschte so in ihnen, daß sie sich gar nicht darin genug tun konnten, auszusinnen, wie sie ihre Kleider auschnitten, oder eng anliegen ließen, oder mit Fransen behingen. Ebenso machten sie es mit ihren Schuhen. Betrachte meine Kleider und Schuhe, sie sind rund und weit, einfach und schlicht.“ Bruder Wilhelm berichtete uns später, daß er allerdings weite und lockere Ärmel hatte wie ein Mönch. Nirgends war an seinen Kleidern eine Vielheit von Falten zu sehen, nirgends ein besonderer Ausputz zu bemerken, obwohl der Stoff kostbar genug war.

„Du siehst“, fuhr er fort, „wegen welcher Fehler Gott den Besitz des Landes den stolzen und hoffärtigen Christen wieder genommen hat, er konnte nicht länger ihre Ungerechtigkeiten dulden. Glaubst du etwa, daß wir das Land durch unsere Kraft gewonnen hätten? Gewiß nicht! Übrigens fürchten wir keinen von Euren Königen, auch nicht einmal Euren Kaiser Friedrich. Nein, wir wissen nämlich aus unsern Büchern, daß ein christlicher Kaiser Otto aufstehen wird, um dieses Land und die Stadt Jerusalem dem christlichen Glauben zurückzugeben.“

Als wir solches hörten, waren wir überzeugt, daß diese Prophezeiung sich auf Kaiser Otto (IV.), den Sachsen, beziehe; freilich ist dieser vor einigen Jahren gestorben. Übrigens bewies sich Saladin in jener Zeit gegen die Christen überaus menschlich. Als nämlich das Christenheer von seinen Soldaten zum Teil getötet, zum Teil gefangen

genommen war, erlaubte er den noch verbleibenden Resten der christlichen Ansiedler, die sich ihm freiwillig ergaben, den Aufenthalt in seinen eignen Städten, freilich unter sorgfältiger Bewachung von Seiten der Muselmänner.

Als dann einige Zeit verstrichen war, ließ Saladin in den Städten Umfrage halten, wie die Christen sich verhielten. Man antwortete ihm: „Herr, nicht anders leben sie als wie die Tiere: Spiel, Bällerei und Sinnlichkeit beschäftigen sie vollständig.“ Da erzürnte der Herrscher und ließ alle Christen austreiben. — Wehe, was der Jude verschmäht und der Muselman verdammt, das hat der Christ sich zur Richtschnur für sein Leben erkoren! — (Vielleicht ist Lessings „Nathan“ durch diese Erzählung mit beeinflusst worden.) —

Im Dorfe Hohenbach wohnte einst ein Ritter namens Gerhard. Seine Enkel sind heute noch am Leben, und im ganzen Dorfe wird sich wohl niemand finden, der von dem Wunder nichts wüßte, das ich jetzt erzählen will.

Gerhard liebte den heiligen Apostel Thomas so innig und ehrte ihn so sichtbar vor allen andern Heiligen, daß er keinem Armen eine Gabe verweigerte, wenn sie im Namen des heiligen Thomas erbeten wurde. Außerdem hatte er sich gewöhnt, seinem Schutzpatron auch in anderer Weise zu dienen, indem er ihm reichlich Gebete, Fasten und Messen weihte. Eines Tages aber pochte mit Gottes Erlaubnis der Teufel, der geschworene Feind aller Guten, im Gewand eines Pilgers an die Tür des Ritters und bat ihn im Namen des heiligen Thomas um Obdach. Er wurde augenblicklich eingelassen, und da es kaltes Wetter war und der Teufel zu frieren vorgab, so übersandte ihm der Ritter sein eignes Pelzswams, um sich in der Nacht damit zuzudecken.

Doch am nächsten Morgen waren Pilgrim und Pelz verschwunden, und die Frau des Ritters ließ es an Vorwürfen gegen ihren Mann nicht fehlen: „Wie oft hast du dich schon von solchem elenden Gefindel täuschen lassen,“ sagte sie, „und trotzdem kannst du deinen Aberglauben noch nicht aufgeben!“ Er entgegnete ihr mit völligem Gleichmut: „Sei ruhig, der heilige Thomas wird mir diesen Schaden schon ersetzen!“

Der Teufel hatte aber durch den Pelzdiebstahl den Ritter zum Zorn reizen und in seinem Herzen die Liebe zum heiligen Thomas auslöschen wollen. Indes, was zum Verderben des Ritters eronnen war, das ging ihm zum Guten aus, und er wurde ebenso sehr in der Liebe zu seinem Heiligen bestärkt, als der Teufel beschämt wurde.

Nämlich Gerhard beschloß bald darauf, eine Reise zum Grabe des heiligen Thomas zu unternehmen. Als er zum Abschied gerüstet war, brach er vor den Augen seiner Frau einen goldenen Ring in zwei Stücke und hielt sie aneinander; den einen Teil gab er ihr, den andern behielt er selber und sagte zu ihr: „Diesem Zeichen mußt du Glauben schenken. Ich bitte dich nämlich, fünf Jahre auf meine Rückkehr zu warten. Ist die Zeit verstrichen, dann kannst du dich wieder verheiraten.“ Sie versprach ihm, gehorsam zu sein.

Große und weite Länderstrecken mußte Gerhard auf seiner Reise durchziehen, und nach Ertragung von allerhand Mühseligkeiten langte er in der Stadt des heiligen Thomas an. Dort wurde er so ehrenvoll und liebenswürdig aufgenommen, als hätte er schon lange zu den Bürgern der Stadt gehört, was er der Gunst seines Heiligen zuschrieb. Als er nun dessen Grabkirche betrat und hier seine Gebete verrichtete, indem er sich, seine Gemahlin und sein ganzes Haus dem Schutzpatron anempfehl, gedachte er plötzlich des Zeitpunktes, den er seiner Gemahlin bei der Abreise gesetzt hatte.

Nämlich gerade an jenem Tage waren die fünf Jahre verstrichen. Ein Seufzer entrang sich ihm und er sagte: „Wehe mir, bald wird sich meine Frau an einen andern Mann verheiraten!“ Er wußte nicht, daß Gott seine Reise absichtlich verzögert hatte um dessen willen, was jetzt kommen sollte. Traurig blickte er in die Weite, da sah er den Teufel in seinem alten Pelzwams spazieren gehen.

Der Teufel trat auf ihn zu und fragte: „Kennst du mich, Gerhard?“ „Dich kenne ich nicht, wohl aber meinen Pelz.“ „Ei, ich bin doch derjenige, welcher einst zu dir kam und dich im Namen deines Heiligen um ein Obdach bat und dir dein Wams entführt hat! Dafür bin ich genug gestraft worden. Ich bin nämlich der Teufel, und es ist mir jetzt aufgetragen worden, dich in deine Heimat

zurückzubringen, bevor noch die Menschen sich dort schlafen legen. Denn du mußt wissen, dein Weib hat einem andern Manne die Hand gereicht und sitzt eben mit ihm beim Hochzeitschmaus."

Und kaum hatte der Teufel dies gesagt, so hob er den Gerhard empor und entführte ihn mit Windeseile vom äußersten Osten bis zum Westen, nämlich von Indien nach Deutschland, so daß er ihn um die Zeit der Abenddämmerung in seinem Hofe niedersetzen konnte. Wie ein Fremder trat Gerhard in sein Haus. Dort saß sein Weib an der Tafel mit dem neuen Bräutigam. Er ging näher heran und warf den Teil des Ringes, den er behalten, in ihren Becher. Sie hatte ihn beobachtet und zog den halben Ring aus dem Weine, und da das Stück mit dem zusammenpaßte, das ihr geblieben war, so wußte sie jetzt, daß ihr totgeglaubter Mann zurückgekehrt sei.

Augenblicklich stürzte sie auf ihn zu und umarmte ihn stürmisch. „Es ist mein lieber Gerhard, mein Mann“, rief sie und verabschiedete sich von ihrem Bräutigam. Dieser war natürlich betreten, doch Gerhard schickte ihn nicht so schnell aus dem Hause, sondern behielt ihn aus Höflichkeit noch eine Nacht bei sich. —

Ein Kleriker hat mir folgende interessante Geschichte erzählt. Die Geliebte eines Priesters war dem Tode nahe, und in der Angst, die sie vor dem Sterben empfand, bat sie flehentlich um ein Paar neue Schuhe mit recht kräftigen Sohlen: „Begrabt mich in den Schuhen,“ sagte sie, „sie werden mir sehr nötig sein.“

Man gewährte ihr die Bitte. In der nächsten Nacht aber trabte ein Ritter mit seinem Knappen noch lange vor Anbruch des Morgens bei hellstem Mondenschein seines Weges, als in der Nähe lautes Jammergeschrei eines Weibes vernehmlich wurde. Die beiden Reiter wunderten sich, was das zu bedeuten habe, aber im selben Augenblick stürzte ihnen schon ein Weib im tollsten Laufe entgegen, das wiederholt schrie: „Helft mir, helft mir!“ Der Ritter stieg alsbald vom Pferde und beschrieb mit seinem Schwert einen Kreis um sich, dann nahm er die Frau, die er ganz gut kannte, hinter sich aufs Pferd. Sie war nur mit dem Hemd und den neuen Schuhen bekleidet.

Raum war man weitergeritten, so hörte man aus der Ent-

fernung solche Töne, als ob ein Jäger gewaltig in sein Horn stieße und kläffendes Gebell der Jagdhunde ihm voranginge. Als die Frau dies vernahm, fing sie entsetzlich an zu zittern, und als der Ritter die Ursache ihrer Furcht von ihr erfahren, wand er sich ihre Haarflechten um den linken Arm und hielt in der Rechten das Schwert zum Angriff bereit.

Bald kam der wilde Jäger der Hölle an die Reitenden heran, und die Frau rief in ihrer Todesangst dem Ritter zu: „Laßt mich vom Pferd herab! Ich muß fliehen! Er kommt und will mich holen!“ Doch der Ritter hielt sie nun um so fester, während sich die Unglückliche mit aller Macht dagegen sträubte. Endlich riß sie sich mit Verlust ihres Haares los und floh in wilder Hast dahin. Aber der wilde Jäger holte sie bald ein, ergriff sie und warf sie auf sein Pferd, so daß Kopf und Arme von der einen Seite des Tieres herabhingen, während die Beine auf der andern Seite in der Luft herumschlotterten. In wenig Augenblicken jagte der Wilde mit seiner Beute an dem Ritter vorbei.

Am nächsten Morgen kehrte der Ritter in sein Dorf zurück und erzählte, was ihm begegnet war. Als man ihm nicht glaubte, zeigte er die Haare der Frau, und nachdem man das frische Grab geöffnet hatte, bestätigte der Anblick der Leiche, daß die Frau ihr Haar verloren. Solches hat sich im Mainzer Sprengel zugetragen. —

In der Stadt Neuß, die fünf Meilen von Köln entfernt ist, lebte ein Bürger, der eine schöne Tochter namens Hildegund hatte, die er um so mehr liebte, als seine Frau schon tot war. Das Mädchen befand sich noch in zartem Alter, als der Vater mit ihm eine Pilgerreise nach Jerusalem machte. Doch auf der Rückkehr wurde er krank und starb in Tyrus; angesichts des Todes hatte er seine Tochter und seine ganze Habe seinem Diener auf die Seele gebunden. Der Diener brach jedoch dem Herrn die Treue.

Er war ein gottloser und habfüchtiger Mensch und empfand für den Toten nicht das geringste Mitleid. Ja, er verließ in der Nacht heimlich das Haus, ließ das Mädchen im Stich und fuhr mit einem Schiffe davon. Als das Kind am Morgen aufwachte, wurde

es in hohem Grade betrübt über die Untreue des Mannes, der mit der ganzen Habe des Vaters fortgefahren war; das Kind wußte nicht, wo es ein Unterkommen finden könnte, besonders, weil es von der Sprache des Landes nichts verstand.

Bald war das Mädchen dem Hungertod nahe, und um sich am Leben zu erhalten, ging sie ein Jahr lang in den Schulen der Stadt betteln, bis eines Tages deutsche Pilger ankamen, denen sie ihr Leid klagen konnte. Als sie unter Tränen um Mitleid bat, nahm sich einer der Pilger, der ein wohlhabender und guter Mann war, der Verlassenen an, tröstete sie und führte sie auf seinem Schiffe ins Vaterland zurück.

Damals befand sich die Trierer Kirche wegen der Doppelwahl in heftigem Zwiespalt, nämlich den Trierer Archidiacon Volmar begünstigte Papst Lucius als Erzbischof, während der Kaiser Friedrich die Partei des Dompropstes Rudolf ergriffen hatte. Es war unter diesen Verhältnissen schwer, an den Papst, der in Verona weilte, Briefe gelangen zu lassen, doch hatte die Kölner Kirche, die auf seiten der einen Partei stand, gerade wegen des Kirchenstreites einen Boten mit Briefen an den Papst geschickt.

Dieser Kölner fürchtete für sein Leben, und da sich Hildegund in seiner Begleitung befand und er sie ihrer kurzen Haare und ihrer Kleider wegen für einen Jüngling hielt, so bat er sie unter Zusicherung einer Belohnung, die in einem Stocke verborgenen Schreiben dem Papste zu überbringen. Er glaubte nämlich, daß ein Fußgänger weniger Verdacht erregen mußte als ein Reiter. Hildegund willigte ein.

Als sie in die Nähe von Augsburg gekommen war, begegnete ihr ein Mensch, der eben einen Diebstahl begangen hatte. Er bat sie, sich zu ihr gesellen zu dürfen, was sie ihm ruhig gewährte. Sie waren noch nicht weit miteinander gegangen, als der Dieb aus einem Geräusch zu entnehmen glaubte, daß er verfolgt werde. Er legte seine Last mit dem gestohlenen Gut neben Hildegund hin und schlug sich seitwärts in die Büsche. Jetzt kamen auch die Verfolger wirklich und ergriffen die Jungfrau. Sie wurde vor Gericht geführt, und da man

den Sack bei ihr gefunden, zum Tode am Galgen verurteilt, denn man mußte sie für die Diebin halten.

Das gestohlene Gut zeugte unbedingt gegen sie, und sie sah ein, daß hier mit Bitten und Einwänden nichts zu machen sei. Deshalb erbat sie sich einen Priester, und diese Bitte ward ihr gewährt. Sie erzählte ihm ihre Schicksale und was es mit diesem Wege bei ihr für eine Bewandnis habe. Als der Priester von der Nichtswürdigkeit des Diebes hörte und den Rohrstab sah, in welchem sich die Briefe an den Papst befanden, und das Mädchen sagte, wenn man jetzt schnell suche, werde man den Dieb ergreifen, so war er von Hildegunds Unschuld überzeugt, und der Hain wurde mit Netzen und Hunden umzingelt.

Es dauerte nicht lange, da hatte man den Dieb, und beide wurden nun vor Gericht geführt. Doch auch die Folter nutzte nichts, um den Dieb zum Geständnis zu bringen: „Ich bin unschuldig,“ sagte er, „ich kann nicht eingestehen, was ich nicht begangen habe; dagegen ist der junge Mensch nach dem bürgerlichen Recht zu bestrafen, weil bei ihm der Raub gefunden wurde.“ Hildegund entgegnete: „Der Sack ist mir listig zugeschoben worden und ich will das anvertraute Gut dem rechtmäßigen Besitzer zustellen!“

„Ich leugne, daß ich den Sack gehabt habe,“ meinte der Dieb, „und überhaupt ist die Rede von nur einer Partei vor Gericht kein wirklicher Beweis!“ Darauf trat der Priester auf und sagte, daß Hildegund unschuldig und nur durch die List eines Betrügers umgarnt sei, und wenn man seinen Worten nicht glauben wolle, so solle man das Gottesurteil mit glühenden Eisen anwenden, um klarzusehen.

Diese Worte gefielen den Schöffen, und da die Hand des Diebes bei Tragen der glühenden Pflugschar verbrannte und die Hildegunds unberührt blieb, so wurde der Dieb nun sofort gehängt, und der Priester nahm hocheifrig das Mädchen zunächst in sein Haus auf. Aber auf den Rat des Teufels, der auf Hildegund erzürnt war, war die Verwandtschaft des Diebes über dessen Tötung in höchste Wut geraten, und es gelang ihr, das unschuldige Mädchen, welches durch das Gottesurteil aus höchster Gefahr befreit war, aus dem Hause

des Priesters zu locken und an Stelle des Diebes, den man abgeschnitten hatte, an den Galgen zu bringen.

Aber ein Engel gesellte sich bald zu ihr, so daß sie keinerlei Schmerz zu erdulden hatte, sondern von dem herrlichen Duft seines Antlitzes erquickt wurde. Ja sie befand sich sogar im höchsten Glückszustand, denn in der Nacht vernahm sie eine äußerst liebliche Musik, wie sie niemand auf Erden vollbringen kann. Als sie fragte, was das zu bedeuten habe, antwortete ihr der Engel: „Die Seele deiner Schwester Agnes wird unter diesem Engelsgesang in den Himmel getragen, in zwei Jahren folgst du nach!“

So hing sie zwei Tage glücklich am Galgen, und Hirten, die in der Nähe ihre Herden weideten, wurden von Mitleid ergriffen und wollten ihren Leib herabnehmen und bestatten. Als sie aber den Strick abschnitten, fiel der Körper nicht mit seiner ganzen Last, sondern der Engel ließ ihn sanft hinabgleiten, und die Jungfrau stand auf der Erde. Da ergriffen die Hirten erschreckt die Flucht, der Engel aber sagte: „Gehe, wohin du willst, du bist frei.“ „Ich möchte nach Verona,“ antwortete Hildegund. Und augenblicklich wurde sie durch die Lüfte in die Gegend von Verona entführt. Der Engel berichtete nun weiter: „Die Stadt selbst liegt noch drei Meilen von hier, von Augsburg nach Verona aber werden sieben Tagereisen gerechnet.“

Hildegund vollbrachte in der Stadt, was sie vorhatte, und auf der Rückreise wurde sie auf Fürbitten einer heiligen Eremitin vom Abt Theobald als Novize in das Kloster Schönau aufgenommen, das in einer ungemein reizenden Gegend liegt und seinen Namen davon erhalten hat. Der Abt glaubte, daß er es mit einem jungen Mann zu tun habe, und ließ Hildegund hinten auf seinem Pferde aufsitzen. Und als sie mit zarter, weiblich klingender Stimme zu ihm sprach, fragte er: „Bruder Joseph, du hast wohl deine Stimme noch gar nicht gewechselt?“ Sie antwortete ihm: „Nein, Herr Abt, ich werde sie wohl auch niemals wechseln.“

Sie hatte sich nämlich den Anschein gegeben, als sei sie ein Mann, und hatte dabei den Namen des heiligen Joseph angenommen, um mit diesem Namen den Anfechtungen um so fester entgegenzutreten,

die ihr das Probejahr bot. So schlief sie unter Männern, aß und trank mit ihnen und entblößte vor ihnen ihren Rücken zu den Schlägen der Geißel. Wohl war sie ein Mädchen von ernstem Sinn, um aber ihr Geschlecht nicht erkennen zu lassen, führte sie zuweilen vor ihren Genossen etwas leichtfertige Reden.

So führte sie einmal, als der Aufseher abwesend war, den damals vierzehnjährigen späteren Mönch Hermann — er selbst hat es mir erzählt — zu ihrem Trinkbecher und sagte: „Wir wollen auf dem Spiegel des Weines untersuchen, wer von uns beiden das hübschere Gesicht hat!“ Und als nun beide ihre sich widerspiegelnden Gesichter ansahen, fragte sie: „Hermann, wie gefällt dir mein Gesicht?“ „Dein Rinn ist gestaltet wie das Rinn eines Weibes,“ antwortete der Jüngling, worauf sie scheinbar gekränkt hinausging. Beide aber erhielten Schläge wegen des verletzten Schweigens.

Von Versuchungen ihrerseits habe ich nichts gehört, ich weiß aber, daß sie für andere die Ursache dazu wurde. Als sie nämlich kurz vor ihrem Ende erkrankte und der Schwäche wegen ins Bett getragen wurde, meinte ein Mönch zu den Umstehenden: „Dieser Mensch ist entweder ein Weib oder der Teufel, denn so oft ich ihm ins Angesicht gesehen habe, verfiel ich der Versuchung.“ Dann wurde der Prior gerufen, dem sie einige leichte Vergehen beichtete und dem sie, als er fragte, ob sie sich je mit dem andern Geschlecht zu schaffen gemacht hätte, antwortete: „Niemals.“

Dann erzählte sie ihm, so wie ich es eben getan, ihre ganze Lebensgeschichte, verschwieg aber, daß sie ein Weib sei. Der Prior erstaunte höchlich und sagte: „Bruder, was du mir eben erzählt hast, liegt fast außer dem Bereiche des Möglichen. Wie willst du mir beweisen, daß du wahr gesprochen?“ „Heute,“ antwortete sie, „sind es gerade zwei Jahre, seit jener Engel des Herrn mir meine Todesstunde verkündete. Ich weiß, an wen ich geglaubt habe, und ich habe den Glauben bewahrt. Wenn ich aber an meinem Todestage nicht für so lange die Sprache verliere, als eine Messe dauert, so braucht Ihr mir keinen Glauben zu schenken. Wenn ich gestorben bin, dann werdet Ihr an mir ein Wunder erschauen.“

Nach diesen Worten gab Hildegund ihren Geist auf. Es war am Mittwoch der Osterwoche am 20. April des Jahres 1188, als die Sonne untergehen wollte. Als nun der Verstorbenen wegen an die Tafel geklopft wurde und der Abt und die übrigen Brüder herbeieilten, wurde ihr Leib zum Waschen entkleidet und da zeigte sich, daß Bruder Joseph ein Weib gewesen war. Da geriet alles in gerechtes Staunen, und man ließ das Wunder dem Priester melden, welcher die Kommendation zu lesen hatte; dieser änderte nun in seinem Text das Wort Mönch in Nonne und das Wort Bruder in Schwester.

Als man dann den Namen der Verstorbenen ins Totenbuch eintragen wollte, schrieb man, weil man ihn nicht kannte: „Am 20. April starb zu Schönau eine Magd Christi.“ Nach einigen Tagen ward aber der Wunsch unter den Brüdern rege, den Namen kennen zu lernen, und man schickte in die Umgegend von Köln, woher Hildegund nach ihrer Angabe stammte. Überall zog man fleißig Erkundigungen über ihre Verwandtschaft ein, und endlich fand sich eine alte Frau, die sich als Verwandte der Verstorbenen auswies und angab, sie habe Hildegund geheißsen. Und bei der Einweihung einer neuen Kirche zu Schönau, die vor einigen Jahren fertiggestellt wurde, erfuhr das Volk von den wunderbaren Tugenden der Verstorbenen, weshalb ihr Grab fleißig besucht wurde und besonders viele Frauen sich ihrer Fürbitte empfahlen. —

Ein frommer Mann hat mir erzählt, daß der Landgraf Ludwig von Thüringen, der Vater des vor zwei Jahren verstorbenen Landgrafen Hermann, einem schweren Irrtum anheimgefallen sei, der nicht nur dem Heil seiner Seele, sondern auch der Habe seiner Untertanen große Gefahr brachte. Ludwig war nämlich ein Räuber und Tyrann, der sich die härtesten Bedrückungen gegen sein Volk erlaubte und auch der Kirche viele Besitzungen widerrechtlich entriß. Er wurde deshalb oft von frommen Männern getadelt.

Einst sprach der Priester in der Beichte eindringlich zu ihm von der Strafe der Bösen und dem Ruhme der Auserwählten, da erhielt er vom Landgrafen die bedauernswürdige Antwort: „Wenn ich dazu bestimmt bin, so ist keine Sünde imstande, mir das Himmel-

reich zu nehmen; ist mir aber das Gegenteil bestimmt, so mag ich Gutes tun, so viel ich will, und ich werde doch nicht ins Himmelreich kommen.“

Unser alter Mönch Konrad von Heisterbach, der aus Thüringen stammt, hat mir oft erzählt, daß der Landgraf das Wort des Psalmenisten: „Der Himmel des Himmels gehört dem Herrn, die Erde aber hat der Herr den Menschenkindern geschenkt“, wie ein Sprichwort zu seiner Entschuldigung denen gegenüber im Munde führte, die ihn tadelten. Er war nämlich nicht ungebildet und daher um so mehr verhärtet. Ermahnten ihn aber fromme Leute und sagten: „Herr, forget für das Heil Eurer Seele und höret auf zu sündigen, auf daß nicht Gott in seinem Zorne den Sünder hinwegraffe,“ dann gab er zur Antwort: „Ist die Stunde meines Todes gekommen, so werde ich sterben. Ich kann jenen Tag weder durch ein wohlgefälliges Leben hinauschieben, noch durch böses Tun beschleunigen.“

Da hatte Gott in seinem großen Mitleid im Sinne, ihn von diesem bössartigen Irrtum zu heilen und wieder auf den rechten Weg zu bringen, und deshalb schickte er ihm eine gefährliche Krankheit. Der Arzt des Landgrafen war ein tüchtiger und gewissenhafter Mann, der nicht nur in der Heilkunde, sondern auch in der Theologie außergewöhnliche Kenntnisse besaß. Dieser wurde jetzt zum Kranken gerufen.

Der Landgraf sagte zu ihm: „Du siehst, ich bin schwer krank. Wende deine Kunst an, daß ich wieder genesen kann.“ Der Arzt dachte an jenen keiserlichen Irrtum und antwortete: „Herr, wenn die Stunde Eures Todes geschlagen hat, so kann Euch meine Kunst doch nicht dem Untergang entreißen. Sollt Ihr aber an der jetzigen Krankheit nicht sterben, so ist meine ganze Arzneikunst überflüssig.“

Der Landgraf versetzte: „Wie kannst du mir diese Antwort geben? Erhalte ich keine sorgfältige Pflege und gibst du mir keine diätetischen Vorschriften, so ist es möglich, daß ich von mir selbst wie auch von unerfahrenen Menschen vernachlässigt werde. Und dann muß ich vor der Zeit sterben.“ Der Arzt freute sich sehr über diese Worte, denn er fand nun Gelegenheit, einmal eindringlich mit dem Herrn zu sprechen.

„Herr Landgraf,“ sagte er, „wenn Ihr glaubt, daß Euer Leben durch die Arzneikunst verlängert werden kann, warum weigert Ihr Euch, dasselbe von einem bußfertigen Leben und von den Werken der Gerechtigkeit anzunehmen, die doch Heilmittel der Seele sind? Ohne solche stirbt die Seele, ohne solche gelangt niemand zu der Gesundheit, die uns das künftige Leben verspricht.“ Das Gewicht dieser Worte veranlaßte den Landgrafen zum Nachdenken, und er fand, daß der Arzt richtig gesprochen hatte.

„Ich wünsche,“ sagte er, „daß du künftig auch der Arzt meiner Seele bist, denn durch deinen ärztlichen Rat hat mich Gott von einem großen Irrtum befreit.“ Freilich waren das nur Worte, denn was der Landgraf damals versprach, hat er nicht gehalten. Doch welches Ende er gehabt hat und mit welcher Sündenlast er gestorben ist, das kann der Leser im folgenden an den höllischen Qualen ermessen, die dem Fürsten als Strafe für seine Sünden aufgegeben worden sind.

Unser alter Mönch Konrad, der nun beinahe hundert Jahre alt ist und, wie ich schon gesagt habe, aus Thüringen stammt, hat mir vielerlei von Ludwig erzählt. Konrad war nämlich, bevor er ins Kloster eintrat, im Waffenhandwerk wohl erfahren und hatte in dieser Zeit manches über den Landgrafen gehört. Als dieser starb, hinterließ er zwei Söhne, Ludwig, der auf der Kreuzfahrt Kaiser Friedrichs ums Leben kam, und Hermann, der seinem Bruder in der fürstlichen Würde folgte und vor kurzem starb.

Dieser Ludwig war ein liebenswürdiger und menschenfreundlicher Mann und weniger Tyrann als seine Vorgänger. Er erließ einst einen merkwürdigen Aufruf des Inhalts: „Lebt ein Mensch, der mir sicheren und wahrheitsgemäßen Bericht über die Schicksale der Seele meines Vaters geben kann, so bin ich bereit, ihm dafür ein schönes Gut zu schenken.“ Davon hörte ein armer Rittersmann, der hatte einen zum geistlichen Stande gehörigen Bruder, der früher in der Zauberkunst wohl erfahren war. Als der Ritter seinem Bruder den Aufruf des Landgrafen mitgeteilt hatte, sagte dieser: „Lieber Bruder, einst habe ich den Teufel durch Beschwörungen zitiert und von ihm erkundet, was ich wissen wollte. Es ist aber

schon lange her, daß ich auf Gespräche mit ihm und überhaupt auf solche Künste Verzicht geleistet habe."

Aber der Ritter drang in ihn und führte ihm seine Armut eindringlich ins Gedächtnis und sprach mit ihm von der ausgesetzten Belohnung. Da ließ sich der Geistliche endlich erweichen und rief den Teufel herbei. Dieser erschien und fragte, was zu Begehr stehe. Der Geistliche antwortete ihm: „Es tut mir wirklich leid, daß ich seit so langer Zeit den Verkehr mit dir aufgegeben habe. Bitte, sage mir, wo sich jetzt die Seele meines Herrn, des verstorbenen Landgrafen, befindet!“

Darauf der Teufel: „Wenn du mich begleiten willst, so komme mit, du sollst ihn sehen!“ „Ja, ich möchte ihn gern sehen, wenn das ohne Gefahr für mein Leben geschehen könnte.“ „So schwöre ich denn bei Gott und bei seinem furchtbaren Gericht: Vertraust du dich meiner Leitung, so will ich dich dorthin sicher führen und hierher zurückgeleiten.“

Darauf überließ der Geistliche seinem Bruder zuliebe seine Seele der Gewalt des Teufels, und dieser nahm ihn auf seinen Nacken und setzte ihn in kurzer Zeit vor dem Tore der Hölle nieder. Der Priester schaute hinein und erblickte an den verschiedenen Örtlichkeiten nur grausige Dinge und furchtbare Strafen. Darunter sah er einen Teufel von schrecklichem Aussehen auf einem Brunnen sitzen.

Den Geistlichen schauderte es bei diesem Anblick, der Teufel auf dem Brunnen aber rief dem, der ihn zur Hölle getragen, zu: „Wen hattest du denn eben auf deinem Nacken? Bringe ihn zu mir!“ „Nein,“ erwiderte jener, „es ist unser Freund, und ich habe ihm bei deiner großen Macht geschworen, ihn nicht zu verletzen, sondern ihm die Seele des Landgrafen, seines früheren Herrn, zu zeigen. Dann will ich ihn heil zurückführen, damit er überall deine außerordentliche Macht rühmen kann.“

Jener Teufel hob nun den feurigen Deckel empor, auf dem er saß, und blies auf einer ehernen Trompete so gewaltig in den Brunnen hinab, daß der Geistliche meinte, die ganze Erde müßte erzittern. Es dauerte geraume Zeit, da schlugen aus dem Brunnen

Schwefelflammen empor, und mit ihnen erschien der Landgraf, der sich dem Geistlichen bis zum Halse zeigte. „Hier bin ich,“ sagte er, „der unglückliche Landgraf, dein einstiger Herr. O, wäre ich nie geboren!“ „Ich bin,“ sprach der Geistliche, „von Eurem Sohn geschickt, um ihm Kunde von Euch zu bringen. Wenn Euch aber irgend etwas zu helfen vermag, so laßt es mich wissen und schenkt mir Vertrauen.“

Der Fürst antwortete: „Du siehst, in welchem Zustand ich bin, doch in etwas kannst du mir helfen. Wisse, wenn meine Söhne die Güter der und jener Kirchen — er nannte letztere dem Namen nach — die ich unrechtmäßig an mich gerissen und den Söhnen als erblichen Besitz hinterlassen habe, wieder herausgeben wollten, so würden sie mir für meine Seele eine große Erleichterung verschaffen.“

Als der Geistliche meinte, daß man ihm nicht trauen würde, wenn er solches sage, so versetzte der Landgraf: „Ich will dir ein Zeichen mitgeben, das außer mir und meinen Söhnen niemand kennt.“ Er gab ihm das Zeichen und tauchte in den Brunnen zurück. Der Geistliche aber wurde vom Teufel wieder in die Heimat gebracht; er war freilich so blaß und elend, daß ihn niemand erkannte.

Als bald ging er an den Hof, wies sein Zeichen auf und erzählte, was er gesehen hatte. Genügt hat es ihm freilich nicht viel, denn Ludwigs Söhne wollten von der Rückerstattung der Kirchengüter nichts wissen. Allerdings sagte der jüngere Ludwig: „Da ich das Zeichen habe, so muß ich wohl glauben, daß du meinen Vater gesehen hast. Und so will ich dir den versprochenen Lohn nicht vorenthalten.“

Der Geistliche erwiderte: „Herr, den Hof, den Ihr versprachet, könnt Ihr behalten, denn ich werde nur noch darauf bedacht sein, mein Seelenheil zu fördern.“ Und er ließ wirklich alles im Stich, was er besaß, und wurde Mönch im Zisterzienservorden. Fortan verachtete er es, irgend welche weltliche Arbeit zu übernehmen, um dereinst den Strafen in der Ewigkeit zu entgehen.

Landgraf Ludwig war, wie wir aus früherem wissen, ein schrecklicher Tyrann: Als die Stunde seines Todes kam, befahl er seinen

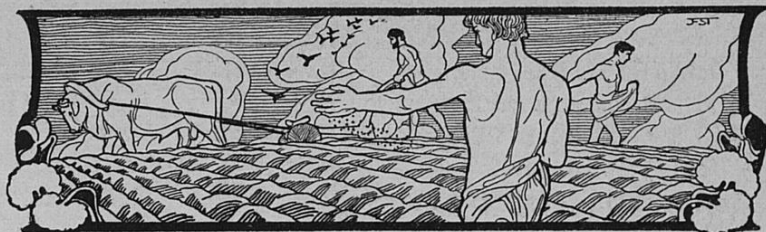
umstehenden Freunden: „Sobald ich tot bin, kleidet mich in die Rutte eines Zisterziensermönches, aber gebt auf's schärfste acht, daß dies nicht geschieht, solange ich noch lebe.“ Man führte seine letzte Bestimmung aus und bekleidete seine Leiche mit der Rutte.

Als dies einer seiner Ritter sah, sagte dieser ironisch zu seinen Standesgenossen: „Fürwahr, es ist doch keiner meinem verstorbenen Herrn an Tugend gleich! Als er noch den Harnisch trug, hatte er nicht seinesgleichen an ritterlicher Tapferkeit. Seitdem er Mönch geworden ist, ist er für alle ein rechtes Muster in der Zucht. Seht doch, wie streng er das gebotene Stillschweigen hält, kein einziges Wort spricht er!“

Als aber die Seele des Fürsten ihren Körper verlassen hatte, wurde sie vor den Fürsten der Hölle gebracht, wie jemand deutlich erfahren hat. Der Teufel saß damals auf einem Brunnen und hielt in der Hand einen Becher; er sprach so zum Landgrafen: „Glück zu, daß du kommst, mein geliebter Freund. Zeigt ihm unsere schönen Speisezimmer, unsere Apotheken und unsre Kellereien, sodann bringt ihn wieder zu mir!“

So wurde der Unglückliche zur Besichtigung der Höllenstrafen umhergeführt, wo er nichts anderes bemerkte als Weinen, Heulen und Zähneklappern. Als er zurückkehrte, sprach der Teufel zu ihm: „Freund, trinke aus meinem Becher.“ Er weigerte sich standhaft, das nützte ihm aber nichts, er wurde schließlich zum Trinken gezwungen. Da brachen ihm Schwefelstrahlen aus den Augen und der Nase. Dann sagte der Teufel: „Nun sieh in meinen Brunnen, seine Tiefe ist ohne Grund.“ Er nahm den Deckel ab und stürzte den Unglücklichen hinab, so daß dieser verschwand. Das ist derselbe Brunnen, in welchem später der Geistliche den Landgrafen gesehen hat.





Bücher der Weisheit und Schönheit

Herausgegeben von

Jeannot Emil Frhr. v. Grotthuß

In Serie I erschienen:

- | | |
|---|---|
| Die Heilige Schrift. Von
Pfarrer Erwin Gros | Marim Gorki. Von August
Scholz |
| Kants Kritik der reinen
Vernunft. Von Prof. Dr.
August Messer | Lucian. 2 Bde. Von J. E. Frhr.
v. Grotthuß |
| Brüder Grimm. Von Prof.
Dr. Max Koch | Beethovens Briefe. Von
Dr. Karl Stork |
| Abraham a Santa Clara.
Von Richard Zoosmann | Massingers „Herzog von
Mailand“. Von Prof. Dr.
Hermann Conrad |
| Bogumil Goltz. Von Fritz
Lienhard | Karl von Ficks. Von J. E.
Frhr. v. Grotthuß |
| Montesquieu. Von Dr. Erich
Meyer | |

In Serie II erscheinen im Jahre 1905:

- | | |
|--|---|
| Was sagt Christus? Von
Pfarrer Erwin Gros | Schillers Gesch. des 30j.
Krieges und Gesch. der
Unruhen in Frankreich.
Von J. E. Frhr. v. Grotthuß |
| Was sagt Goethe? Von
Prof. Dr. Th. Uchelis | |

**Schillers Geschichte des
Abfalls der Niederlande.**

Von J. E. Frhr. v. Grotthuß

Schiller in seinen Briefen.

Von Prof. Dr. Joost

**Schillers philosophische u.
ästhetische Schriften.**

Von J. E. Frhr. v. Grotthuß

Kants Ethik. Von Prof.

Dr. August Messer

Mären und Satiren aus
dem Lateinischen. Von Dr. M.
Manitius

Alexander v. Humboldt.

Von Paul Schettler

Hans Sachs. Von Richard
Zoogmann

Montaigne. Von Dr. Erich
Meyer

Mozart. Von Dr. R. Storf

In Vorbereitung:

Herder

Wieland

Lessing

Hölderlin

Winckelmann

Tieck

Brentano

Fichte

Pestalozzi

Jean Paul

Hippel

Tauler

Fischer

Meister Eckard

Böhme

Kierkegaard

Augustin

Plato

Plutarch

St. Beuve

Michelet

Bossuet

Chateaubriand

Darwin

Jeder Band geb. 2 Mk. 50 Pf. 12 Bände einer Serie 24 Mk.

==== Verlag von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart ====



Vom Herausgeber des *Türmers* und des „*Türmer-Jahrbuchs*“

Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß

erschieden folgende Werke:

Der Segen der Sünde. Geschichte eines Menschen.

8.—10. Tausend. 2 Mk., geb. 3 Mk.

Die Halben. Ein Roman aus unserer Zeit. ~~~~~

3.—4. Tausend. 4 Mk., geb. 5 Mk.

Gottfuchers Wanderlieder. Dichtungen. ~~~

2. Tausend. 4 Mk., geb. 5 Mk.

Probleme und Charakterköpfe. Studien zur Literatur unserer Zeit. ~

11.—12. Tausend. 5 Mk. 50 Pf., geb. 7 Mk., in Halbfranz 8 Mk.

Türmer-Jahrbuch 1902—1904. Original-Leinwandband je 6 Mk. ~

Jahrgang 1905. Original-Leinwandband 8 Mk.

==== Verlag von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart. ====

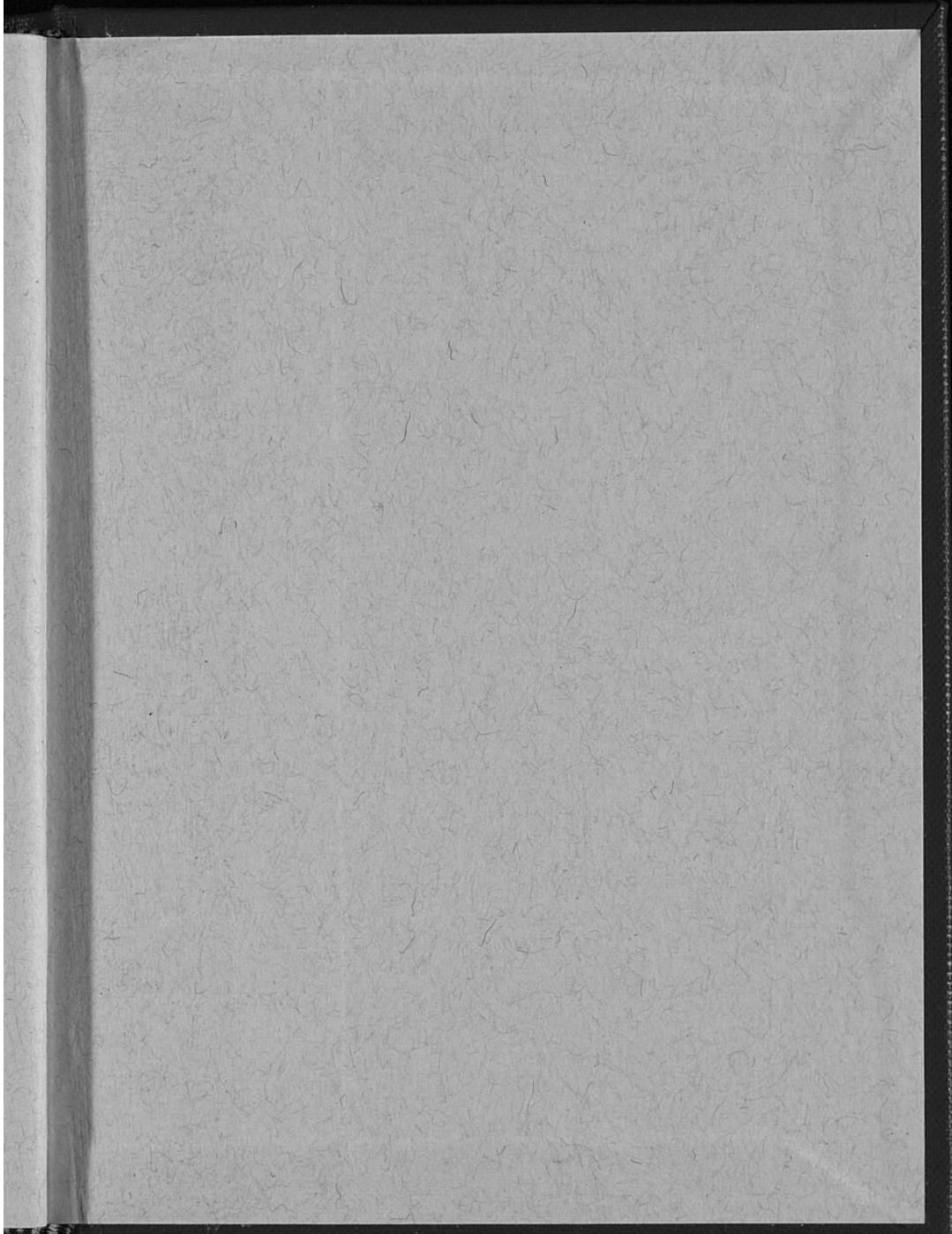


Preis vierteljährlich 4 Mk. Zu beziehen durch jede Buchhandlung und Postanstalt, auf Wunsch auch vom Verlag Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.

Es dürfte hier am Platze sein, denjenigen, welche nach des Tages Arbeit eine Lektüre suchen, die ihren Gedanken einen höheren Schwung gibt und in die brennendsten Fragen des modernen Denkens einführt, einen Hinweis zu geben auf die bei Greiner & Pfeiffer erscheinende Monatsschrift: „Der Türmer“, herausgegeben von Freiherrn von Grothuss, dem bekannten Verfasser des „Segens der Sünde“ und der „Probleme und Charakterköpfe“. Für Gemüt und Geist will der Türmer seine Kräfte bewegen. Deshalb zieht er auf der einen Seite die höchsten geistigen Probleme in seine Arbeit hinein: die bedeutendsten naturwissenschaftlichen wie philosophischen Fragen finden hier ihre Erörterung, aber nicht in der Art wissenschaftlicher Abhandlungen, sondern in frischer, farbenschwelliger, pulsierender Sprache. Besonders aber will der Türmer dem Gemüt sein Recht widerfahren lassen in dieser Zeit des reflektierenden und sezierenden Verstandes. Deshalb tritt er ein für die Ideale des deutschen Gemüts. Zum „Sehen geboren“, fühlt sich der Türmer berufen, die neuesten Erscheinungen auf dem Gebiet der Kunst, der Malerei und Skulptur, der Musik und Literatur, darzustellen und zu beurteilen. Auch über bedeutende Ereignisse und Merkwürdigkeiten wird ein — wir dürfen es von Herzen sagen — wahrheitsgewaltiges, schneidig-unerschrockenes, und doch von Patriotismus glühendes Urteil gesprochen. Vor allem aber fühlt sich der Türmer „zum Schauen bestellt“. Er hebt das Auge aus der Erscheinungen Flucht zum Glanz der ewigen Gestirne; sein Hornruf ist nicht bloss ein Wächterstoss, sondern ein Wehklage wie aus der Ewigkeit! Es ist eine gewaltige, zukunftsbedeutsame Mission, welche der Türmer angetreten hat: er unternimmt es in dieser Zeit des Goldgläubens und der Mammonsreligion dem zerfahrenen Geschlecht von heute einen Weckruf ins Ohr zu schmettern, und zu zeigen, dass der alte Moloch des Materialismus so gar hohl sei und auf löthernen Füßen stehe. — Wir für unser Teil müssen bekennen, dass die Lektüre des Türmers uns unentbehrlich wie das tägliche Brot geworden ist.

(Evang. Kirchen-Blatt 1. d. N.-L.)

In ähnlichem Sinne haben sich zahlreiche angesehene Blätter des In- und Auslandes geäußert.



Sc
S